Merkwürdigkeiten
zur
Geschichte
der
Gelehrten,
und
besonders der Streitigkeiten derselben,
vom Homer an bis auf unsere
Zeiten;

Aus dem Französischen übersetzt.

Vierter Theil,
oder
der Anecdoten
Sechster Theil.

Leipzig,
bey Johann Friedrich Junius, 1764.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Merkwürdigkeiten
zur
Geschichte der Gelehrten,
und besonders der Streitigkeiten derselben.

Streitigkeiten
einer Gesellschaft mit der andern.

Die Patres des Oratorii mit den Jesuiten.

Die Patres des Oratorii in Frankreich haben nichts mit denen in Italien gemein; die erstern haben ihre Stiftung dem Cardinal de Berulle, und die andern dem heil. Philipp de Neri zu danken. Die Oratorier erhielten in Frankreich durch ein königlich Patent vom 2 Jan. 1612 Schutz und Sicherheit; Paul V bestatigte ihre Congregation im J. 1613 unter

dem Namen der Congregation der Väter des Oratorii unsers Herrn Jesu Christi.

Ihre Verfassung ist bloß kirchlich. Sie thun keine Gelübde, und haben so gar dafür gesorgt, daß man nie eine Verbindung von dieser Art eingehen darf. Sie haben eine Verordnung, daß, im Falle man irgend darauf verfiele und berathschlagte, ob man Gelübde thun solle, und die stärkste Anzahl der Brüder der Meynung wären, daß man dergleichen thun müßte, alsdann die entgegengesetzte und schwächere Partey allein das Oratorium ausmachen solle.

Die Absicht dieser Congregation geht dahin, daß ein ieder frey sey; man hat sie als eine Gesellschaft beschrieben, wo alle gehorchen und keiner befiehlt. Man siehet daraus, wie sehr sie von der Gesellschaft der Jesuiten unterschieden sey, die ihr ganzes Leben hindurch mehr oder weniger durch Gelübde gebunden sind, und die eine so despotische Herrschaft unter sich eingeführt haben.

Das Oratorium hat ihnen zum Theil sein Daseyn zu Paris zu danken; ihr berühmter P. Coton trug besonders viel darzu bey. Dieser Jesuit und Beichtvater Heinrichs IV, der eben so gefällig als fromm war, ergriff die Gelegenheit mit Freuden, sich geschickte und tugendhafte Geistliche zu verbinden, die, wie er hoffte, seinem Orden, der damals in sehr üblem Rufe stand, nützliche Dienste leisten sollten. Er besuchte den Abt Berulle öfters; dieser Abt erhielt wirklich

von

von ihm Rathschläge, von denen die Väter des Oratorii noch mit Vergnügen sprechen. Wenn sie keine Brüder haben, die über sie herrschen, die ihnen hart begegnen, die von dem Tische der Paters eßen und sich eben so wie sie kleiden, so haben sie es dem P. Coton zu danken.

Die Gesellschafter des Berulle waren alle mit ihm gleiches Sinnes; es waren ächte Muster der priesterlichen Vollkommenheit. Ihr Haus war eine Pflanzschule geschickter und frommer Priester. Nichts als Frömmigkeit, Anstand, Eifer für die Seelen, Liebe zu den Wissenschaften und Abscheu gegen alle neuen und gefährlichen Meynungen war bey ihnen zu finden. Wie glücklich wären ihre Nachfolger gewesen, wenn sie sich stets dabey erhalten hätten! Das Oratorium würde den Jesuiten den Vorzug streitig gemacht haben, deren Ruhm anfieng dunkel zu werden; der Haufe ihrer großen Schriftsteller würde vor einer kleinern Anzahl von größern Original-Genien verschwunden seyn; wenigstens würden beyde Gesellschaften einander die Wage gehalten haben.

Die Jesuiten sahen nicht anders, als mit dem äußersten Unwillen, die neuen Ankömmlinge auf ihren Trümmern einher gehen, lehren, predigen, Beichte hören, eine große Anzahl Schulen besitzen, und kurz, nichts anders suchen, als was sie selbst suchten.

Dieser heimliche Neid brach endlich aus, und wo ich mich nicht irre, schon unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. Der junge Monarch hatte einen Jesuiten zum Beichtvater, so wie seine Mutter, die Wittwe Heinrichs IV, den Abt Berulle. Diese getheilte Direction veranlaßte unter den beyden apostolischen Männern ein Mistrauen, und ein ieder von ihnen theilte es seiner Partey mit. Die Patres des Oratorii wollen das Ansehen der Jesuiten am Hofe mit ihnen theilen; diese aber, die jenen bisher beförderlich gewesen waren, wollen niemand neben sich leiden, der ihnen gleich sey, und fangen an sich vor ihrem eigenen Geschöpfe zu fürchten. Man beobachtete einander; man suchte einander das Bein unterzuschlagen, und zum Unglück gaben die Patres des Oratorii ihren Feinden selbst die Waffen in die Hände.

Einige hatten sich an den Abt de Saint Cyran gehangen, und verfielen auf seine sonderbaren Meynungen. Diese zogen wieder andere, und diese andern wieder andere nach sich. Der ganze Cörper kannte sich in kurzer Zeit selbst nicht mehr, und sahe sich ganz von dieser Liebe der Neuheit erfüllt.

Der P. Bourgoin, General des Oratorii, schickte den 29 Junius 1657 von Saumür aus ein Circulare an alle Priester der Congregation, um sie zur Unterschreibung der Bulle Alexanders VII und des Formulars der Geistlichkeit anzuhalten. Das Schreiben war sehr ernstlich: der

Ge-

General bat darinne im Namen der Christen, der Catholicken, der Priester des Oratorii um diese der Kirche schuldige Unterwerfung. Er vermahnte seine Untergebenen, daß sie doch der Congregation keinen Schandfleck anhängen möchten; aber diese Schande, die er zu decken suchte, ward öffentlich bekannt.

Die Jesuiten hatten nicht gesäumt, den Nuntius von allem, was vorgieng, zu benachrichtigen; und dieser ließ, auf diese Nachricht, die Vornehmsten des Oratorii vor sich kommen. Sie verstellten sich, in der Unterredung, die er mit ihnen hielt, so gut sie konnten, und baten ihn, den Pabst von der Reinigkeit ihrer Lehre zu versichern.

Sie trugen sogar, um keinen Verdacht auf sich zu behalten, dem P. Thomassin a) auf, ein Werk zu schreiben, das dem römischen Hofe angenehm wäre. Der römische Hof ward dadurch nun zwar in der guten Meynung, die

 er

a) Eben der Thomassin, der die Kirchenväter, die Concilia und die Geschichte so gründlich studirt hatte; eben dieser Gelehrte, der sein ganzes Leben anwandte, um gründlich darinne zu werden, und am Ende seines Lebens alles wieder vergaß, was er gelernt hatte, bis auf seinen Namen; der die Schwachheit neuer Meynungen einsahe, da er selbst in seiner Jugend ihnen angehangen, sie aber in reifern Jahren abgeschworen hatte.

er vom Verfasser hegte, bestärkt, aber seine Mitbrüder hörten deswegen nicht auf ihm verdächtig zu seyn.

Da nun der Jansenismus im Oratorio immer weiter um sich griff, so ward die Befolgung des Circularschreibens um so viel nöthiger. Die Vorsteher suchten es daher auch zu unterstützen; sie zogen die Widerspänstigen zur Verantwortung, und ließen ihnen die Wahl, entweder zu unterschreiben, oder die Gesellschaft zu verlassen.

Diese despotische Mine machte diese Republikaner aufsätzig, und die Congregation war ihrem Untergange nahe. Einige unterwarfen sich; andere entfernten sich auf einige Zeit; eine große Anzahl verließen das Oratorium, und Pasqvier Qvesnel war unter diesen letztern.

Er nahm durch einen Brief von der Congregation und von seinem Vaterlande Abschied, welcher für beyde gleich beleidigend war. Er läßt darinne die durchlauchtigsten Häupter der Erde gleichsam die Musterung passiren, und greift sie auf beleidigende Weise an. Wenn man ihn nach dieser übertriebenen und wüthenden Neigung zum Jansenismus beurtheilen wollte, so würde man ihn für einen Wahnwitzigen halten; aber Qvesnel war es nur in dieser Betrachtung; außerdem war er gefällig, artig, eben so verstellt als feurig, gebieterisch, unternehmend, kühn, der sich in alles zu schicken wußte, wenn er wollte, oder es für nöthig hielt. Sein Herz war über seine

Ge-

Geburt und sein Glück; er hatte die besondere Gabe, daß er mit großer Leichtigkeit feurig, nachdrücklich, und zierlich schreiben konnte. Seine Gesundheit war dabey so dauerhaft, daß weder sein Studiren, noch seine Reisen, noch die beständigen Unruhen seines Geistes ihm iemals schadeten; er besaß dabey den Stolz, über die Seelen zu herrschen und die Gewissen zu regieren; niemand, als er, war fähiger, die Stelle des Arnauld zu ersetzen. Er hatte seine letzten Seufzer aufgefangen, und Arnauld hatte bey seinem Sterben ihn als den würdigsten Anführer einer unglücklichen Secte erklärt. Die Jansenisten machten daher auch, nach dem Tode ihres Pabsts, ihres Pater Abts, den Quesnel zum Haupte ihrer Partey. Quesnel verachtete zwar diese stolzen Titel, und ließ sich nur Pater Prior nennen.

Er hatte Brüssel zu seinem Aufenthalte erwählt. Der gelehrte Benedictiner, Gerberon, ein Priester, Namens Brigode, und noch drey oder vier Personen machten seine Gesellschaft aus. Er setzte, als ein würdiger Anführer einer Partey, alle Triebfedern in Bewegung. Seine beständigen Beschäfftigungen waren, den Muth der verfolgten Erwählten zu unterstützen; ihre alten Freunde und Beschützer beym Guten zu erhalten, oder ihnen neue zu verschaffen; Leute, die man nicht gewinnen konnte, doch wenigstens neutral zu erhalten; allenthalben in den Klöstern, unter den Gesellschaften der Geist-

lichkeit, in den Parlamenten, an verschiedenen europäischen Höfen einen geheimen Briefwechsel zu unterhalten.

Er hatte die Ehre, zu Rom durch einen Abgesandten Unterhandlung zu pflegen; Hennebel ward in den Angelegenheiten der Jansenisten dahin abgeschickt. Sie schossen von ihrem Allmosen soviel zusammen, als nöthig war, ihn diesen Posten behaupten zu lassen. Er machte einige Zeit daselbst eine Figur, und ward den Gesandten gecrönter Häupter gleich gehalten: als aber die Allmosen abnahmen, so nahm auch nach und nach sein Gefolge ab. Hennebel bettelte sich nach den Niederlanden, als ein wahrer Pilgrim, wieder zurück. Quesnel war darüber ganz außer sich; da er aber selbst vom Allmosen leben mußte, wie hätte er Geld genung zu einem glänzenden Aufzuge seiner Deputirten haben sollen? Die Jesuiten machten sich mit dieser Begebenheit keine geringe Freude.

Eine von den größten Bemühungen dieses Quesnels war, den Samen der Uneinigkeit im Oratorio immer weiter auszustreuen. Er ermahnte, durch heimliche Briefe, seine Mitbrüder, sich mit Muth zu bewaffnen, ihrem General die Spitze zu bieten, und einen gewissen Pater, welcher der Heerführer der Jansenisten geworden war, zum Muster zu nehmen. Er stellte ihnen die Standhaftigkeit verschiedener vom Oratorio zu Anvers und Saumür vor, welche

glor=

glorreiche Opfer der Lehre des Bischofs zu Ypern geworden waren.

Die Kunstgriffe Quesnels thaten ihre Wirkung; er fand bey verschiedenen jungen Leuten Eingang. Die rühmlichste Eroberung war der P. Picqveri, Superior des Hauses zu Mons, ein mittelmäßiger und hartnäckiger Mann, wie alle von eingeschränktem Verstande sind, der aber sonst sehr geschickt war, das Feuer der Zwietracht noch mehr anzublasen.

Die P. P. Thorentier und Bahier, der eine Assistent, und der andere Secretair von der Congregation, wollten, daß er die Patres des Oratorii zu Mons eben das sollte unterschreiben lassen, was die in Frankreich unterschrieben hatten. Picqveri spottete über die Ordre, und seine Untergebene, die so wie er Quesnelisten waren, standen ihm bey. Sie schrieben gemeinschaftlich an den P. Bahier, und redeten in ihrem Schreiben von nichts Geringerm, als daß sie die Congregation trennen wollten, wenn man fortführe, Gewalt gegen sie zu gebrauchen. Die Verordnung des Generals schien ihnen eine sehr abgeschmackte Sache.

Es ist wahr, daß diese Verordnung in einem über verschiedene Puncte der Philosophie und Theologie sehr schlecht abgefaßten Formulare bestand. Die Patres des Oratorii zu Mons lachten über die seltsame Vermischung zwoer Materien, die so wenig mit einander vermischt werden sollten.

sollten. „Wir wollen frey seyn, sagten sie; „wenn sich Leute finden, die sich auf diese Art „belehren lassen wollen, so mögen sie Gebrauch „davon machen, so gut als sie es verstehen wer„den. Wenn man aber Priester, die sich auf „ganz andere Dinge legen, dazu nöthigen will; „wenn man ihre Freyheit und ihre Vernunft un„ter so ein lächerliches Joch zu beugen sucht, so „erniedrigt man die menschliche Vernunft und „die Würde des priesterlichen Standes.„ Quesnel hatte gleichfalls viel Aufhebens von dem Fehler, den man in dem Formulare begangen hatte, gemacht. Man verbannet darinne, sagte er, die philosophischen Meynungen des Cartesius. „Weswegen sollte ich meine Vernunft, „den Augenschein und meine Freyheit verläug„nen, wenn ich seine philosophischen Meynungen „besser finde, als andere?„

Die bürgerlichen Kriege der Congregation schadeten indeß den Studien nicht. Man legte sich noch mit dem vorigen Eifer auf die Erziehung der Jugend. Die Schulen waren in so guter Verfassung, daß man in vielen Städten Patres des Oratorii zu Lehrern verlangte. Die Jesuiten suchten es aber zu hintertreiben; sie gewannen die Bischöfe, die Statthalter in den Provinzen und den Hof, welche sie wider ihre Mitbuhler aufzubringen suchten, indem sie vorgaben, daß, wenn man die oratorischen Colonien vermehrte, man zugleich die Ketzer und Feinde der Regierung verstärkte.

Die

Die Stadt Lüttich wollte eine solche Schule haben. Das Capitel hatte sich schon alle Mühe darum gegeben; es veränderte aber geschwind seinen Entschluß, indem es durch die Jesuiten gewonnen war. Man machte es ihnen zum Verbrechen, etwas gethan zu haben, was in dergleichen Falle die Oratorier gewiß auch gethan hätten. Ein Theil suchte nur dem andern ein Bein unterzuschlagen. Sie stritten sich mit einander um die Achtung und das Vertrauen des Publicums; doch mit dem Unterschiede, daß die Jesuiten die gute Sache zu vertheidigen schienen, da sie es mit dem heiligen Stuhle hielten, und die Patres des Oratorii dagegen alles anzuwenden schienen, um eine Lehre auf den Thron zu erheben, die durch die Päbste verdammt war.

Von allen Werken des Pater Quesnels hat keins mehr Aufsehen gemacht, als seine **moralische Betrachtungen über den Text des neuen Testaments.** Dieses Buch ward im J. 1671 fertig. Wie künstlich sind in demselben die jansenistischen Lehrsätze mit den vielen frommen, andächtigen und erquickenden Betrachtungen verflochten! Das Gute zeigt sich darinne auf allen Seiten, und der geistreiche Vortrag gewinnt nothwendig die Herzen.

Die tugendhaftesten Bischöfe gaben ihm sogleich ihren Beyfall, und bestätigten sich in ihrer Meynung, nachdem es von dem Verfasser noch einmal durchgesehen war. Selbst in Italien, wo die Neuerungen kein Glück machen, wo

man

man wider gefährliche Bücher und das darinne versteckte Gift sehr auf der Hut ist, argwohnte man gar nichts. Der Pabst selbst ließ sich so gut, als die andern, betrügen. a) Er faßte, bey Lesung des Werks, eine so gute Meynung von dem Verfasser, daß er ihn gerne an seinen Hof gezogen hätte, weil er überzeugt war, daß niemand zu Rom im Stande sey, so zu schreiben. Es ist dieß ein Geständniß, das er selbst dem Abte Ronaudot that, welcher als ein Gelehrter, da er zu Rom war, ihn besuchte, und ihn eben über den moralischen Betrachtungen fand. b)

Dieser Pabst war Clemens XI, eben der, welcher hernach dieses Buch verdammete. Man siehet hieraus, daß man ein Buch im Ganzen nicht nach einigen einzelnen Schönheiten oder Fehlern richtig beurtheilen könne. Der Cardinal de Noailles, Erzbischof zu Paris, nahm sich vor einer solchen Uebereilung beßer in Acht. Er hatte als Bischof zu Chalons schon die moralischen Betrachtungen gebilligt, oder vielmehr die Approbation derselben bestätigt, indem sein

a) So recht! und dieses trotz seiner Infallibilität? Und ein Autor, der gewiß kein Jansenist ist, wie man aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden ersieht, wagt es, dieses zu schreiben?

b) Siècle de Louis XIV. Jans.

sein Vorfahrer, Felix Vialart, sie in seinem Kirchspiel zu lesen erlaubt hatte.

Als der Abt Düguet sie im J. 1693 hin und wieder verbesserte, wollte er sie dem Hn. de Noailles, Bischofe zu Chalons, zuschreiben. Dieser Prälat rechnete es sich zur Ehre, ein Vertheidiger derselben zu seyn, und sahe sie stets als sein Werk an. Als Erzbischof zu Paris ertheilte er ihnen Lobsprüche, und sahe die Feinde derselben als seine Feinde an. Misvergnügt über die Jesuiten, und unfähig, sich gegen sie zu verstellen, schien er alle Gelegenheiten hervor zu suchen, wo er ihnen einige Kränkungen anthun konnte. Die Patres des Oratorii hingegen beehrete er mit seiner Freundschaft. Er hielt sie für alles schadlos, was sie unter dem vorigen Erzbischofe, dem Hn. de Harlai, erlitten hatten. Man hat von dem Cardinal de Noailles so verschiedentlich gesprochen, daß viele nicht wissen, was sie von ihm denken sollen. Man sollte sich hierinne nur an die Zeugnisse derer halten, die ihn näher gekannt haben. Er hatte gewißlich die besten Absichten; er liebte alles, was gut war. Man kann seinen Talenten, seinen Einsichten, und besonders den Eigenschaften seines Herzens nicht Gerechtigkeit genung wiederfahren lassen. Er war gefällig, angenehm in Gesellschaft, munter im Gespräch, und voller Gefühl der Freundschaft. Die Reinigkeit seiner Sitten, seine Aufrichtigkeit, die genaue Aufsicht auf seine untergebene Geistlichkeit, und seine be-

stän-

ständige Mildthätigkeit machten ihn ehrwürdig. Da er andere stets nach seiner erhabenen Seele beurtheilte, so ließ er sich bisweilen übereilen. Seine Feinde glaubten an ihm ein Gemische von Hoheit und Schwäche, von Muth und Unentschlossenheit zu finden. Sie setzen hinzu, daß, mit sich selbst nicht einig, er für seinen Prinzen die stärkste Ergebenheit gehabt, und sich ihm bisweilen mit einer Standhaftigkeit widersetzet habe, die ihnen unzeitig scheint. Da er selbst ein ehrlicher Mann war, so nahm er sich stets derer an, die man beschuldigte, daß es ihnen daran fehle. Er vertheidigte die Jansenisten, ohne vielleicht selbst einer zu seyn. Er liebte den Frieden, und hätte ihn der Kirche herzlich gern verschafft. Der Gedanke einer Faction war ihm schon unerträglich. Ein Bischof, der ihn besuchte, sagte zu ihm: **Ich komme, mich zu Ihrer Partey zu schlagen.** Da ihm dieser Ausdruck misfiel, so antwortete er: **Ich bin von keiner andern, als von der Partey Jesu Christi.** Der Bischof war von der Zeit an einer von seinen stärksten Widersachern. Folgende Worte des Cardinals, aus einem Briefe an die Frau de Maintenon, machen seinen Lobspruch vollkommen: „Ich versichere Sie, daß ich ein fried„liebender Mann bin. Man wird mich nie„mals als einen aufrührischen Unterthanen im „Staate, oder als einen Schismatiker in der „Kirche erfinden, wenn man mein Verfahren „auch mit der äußersten Strenge untersuchen „will.„

„will.„ Die Verwaltung seines Amts beweist sehr wohl, daß es, um alle Welt nach ihrem Geschmacke zu regieren, nicht genug sey, ein tugendhafter Mann zu seyn.

Weder die Würde eines Cardinals, noch die Stelle eines Erzbischofs, noch die Kunstgriffe der Jansenisten konnten dem Ansehen der Jesuiten in Frankreich und an den vornehmsten europäischen Höfen das Gegengewicht halten.

Quesnel kam ihnen indeß nicht einen Augenblick aus den Gedanken. Es schien ihnen nichts wichtiger, als wenn sie sich seiner bemächtigen könnten. Sie erfuhren den Ort seines Aufenthalts. Philipp V war damals noch Herr von den Niederlanden, und die Jesuiten waren Herrn von diesem Monarchen. Die Befehle, den Quesnel in Verhaft zu nehmen, wurden geschwind gegeben, und eben so geschwind ausgeführt. Er ward gefangen, und auf das Schloß des Erzbischofs von Mecheln gesetzt. Die Namen Rebeck, Frene, Pater Prior, die er sich gab, halfen ihm zu nichts. Der Benedictiner, Gerberon, und der Priester, Brigode, hatten mit ihm gleiches Schicksal.

Der neue Paulus sahe seine Ketten zerreißen. Seine Befreyung war das Werk eines französischen Edelmannes, der sein Glück bey den Jansenisten zu finden hoffte, wenn er ihnen ihre stärkste Stütze wiedergäbe. Der Edelmann durchbrach die Mauern des Gefängnisses. Quesnel,

als er sich wieder in Freyheit sahe, flohe nach Holland im J. 1704. Er wandte den Ueberrest seines Lebens zu Stiftung einiger jansenistischen Kirchen zu Amsterdam an, die alle Tage mehr in Abnahme gerathen.

Dieser Mann, der die Aufmerksamkeit des ganzen Europa mehr auf sich gezogen hatte, als er verdiente, starb endlich in dieser Stadt im J. 1719 in einem Alter von 86 Jahren. Seine letzten Gedanken sind sehr merkwürdig: „Ich „Unterschriebener Pasquier Quesnel, gebürtig von „Paris, Priester des Oratorii in Frankreich, „thue, da ich auf meinem Bette hart darnieder „liege, folgendes Bekenntniß: Ich glaube alle „Wahrheiten, die Jesus Christus seiner Kirche „gelehrt hat, in deren Schooße ich sterben will, „und mit welcher ich alle Irrthümer verdamme, „die sie verdammt oder verdammen wird. In „Ansehung meiner moralischen Betrachtungen über das neue Testament, bekenne ich, „daß ich bey Verfertigung derselben nicht den „geringsten Vorsatz gehabt, etwas wider die Meynungen der Kirche, oder was nur mit den schädlichen Irrthümern, und den boshaften Absichten, die man mir zu Rom und in Frankreich „beygemessen, einige Aehnlichkeit haben möchte, „darinne vorzutragen. Ich beharre auf meiner Appellation an das künftige allgemeine Concilium unsers heiligen Vaters, des Pabstes, wegen der Constitution, welche sich anfängt: Unigenitus Dei filius, und verlange von der Kir-

„che Gerechtigkeit wegen aller meiner Beschwer„den. Ich verabscheue endlich alle Neigung zu „Trennungen und Spaltungen.„

Ohne zu untersuchen, ob Quesnel ein guter Catholick gewesen, ist es doch gewiß, daß er ein besserer Bürger hätte seyn können. Wenn er in seinem Buche nur einige Seiten, nur einige Zeilen geändert hätte, so würde sein Vaterland wieder ruhig geworden seyn. Ich will nichts von den strafbaren Anschlägen gedenken, die man ihm zuschrieb. Man fand, als man ihn gefangen nahm, unter seinen Papieren mehr chimärische als aufrührerische Einfälle. Die Klagen wider seine Anhänger, welche sich Schüler des heil. Augustinus nannten, sind in der That ernstlicher.

Es ist stets die Muthmaßung gewesen, daß sie in dem Stillstande von zwanzig Jahren, welchen Ludwig XIV im J. 1684 den feindlichen Mächten anbot, mit begriffen seyn wollten; daß sie die Friedensvorschläge, die sie dem Monarchen thun wollten, schon zu Papiere gebracht; daß sie mit der Antoinette Bourignon, einer noch weit schwärmerischern als reichen Frau, welche ihr großes Vermögen zum Druck neunzehn dicker Bände voll frommer Träume, und zum Unterhalt eines Haufens übergetretener Müßiggänger anwandte, einen Contract geschlossen; man setze noch hinzu, daß sie die Insel Nordstrand, bey Holstein, welche erst von der Bourignon unter dem Namen ihres Beichtvaters gekauft

 ward,

ward, um eine mystische Secte auf derselben zu versammeln, dieser wieder abkauften, aber nie etwas auf derselben zu Stande brachten.

Ob nun gleich Quesnel verbannt, gefangen, und dann wieder flüchtig war, so war doch die Rache der Jesuiten noch nicht gestillt, wenn nicht auch sein Buch verdammt ward; und sie bewogen selbst den König, daß er deßwegen zu Rom Ansuchung that. Die moralischen Betrachtungen verdammen, war eben so viel, als den Cardinal de Noailles verdammen, welcher ihnen die vollkommenste Approbation gegeben hatte: aber die Umstände waren den Jesuiten günstig.

Clemens XI saß auf dem påbstlichen Stuhle, und hatte eine große Neigung zu denselben. Man sagt sogar, daß er in seiner Jugend ein Jesuit habe werden wollen, und daß er es gewiß geworden wäre, wenn ihn der Cardinal Barberini nicht verhindert hätte. Die Aufführung dieses Pabstes ist sehr genau beobachtet worden. Er liebte die Gelehrten, und war selbst gelehrt. Einige gaben ihn für einen schwachen und verstellten Mann aus, andere aber nannten diese Fehler Politic; noch andere legten sie auf eine noch gehäßigere Art aus. Er vergoß öfters Thränen, und sie zeugten von seiner Verlegenheit, wenn Unruhen in der Kirche waren. Er hatte als Cardinal Albani ein erzmolinistisches Buch seines Freundes, des Cardinals Sfondrate, drucken lassen, eben desjenigen, der in der Affaire

faire des Marquis de Lavardin mit dem Pabste Innocentius XI sich öffentlich wider die Freyheit der Gesandtenhäuser zu Rom erklärte. Es fanden sich Sätze über die Gnade, über die Erbsünde, und über den Zustand der Kinder, die ohne Taufe sterben, in diesem Buche, die etwas mehr als verwägen waren a). Der Cardinal de Noailles hatte sich mit denen Prälaten le Tellier und Bossuet zugleich wider dasselbe erklärt.

Man betrog sich in der Erwartung von Clemens XI nicht. Albani, nachdem er Pabst geworden war, that wider die dem Quesnel gegebene Approbation das, was man wider die dem Cardinal Sfondrate gegebenen Approbationen gethan hatte. Beyde Bücher wurden für einerley gehalten, und einerley Verfahren gegen sie gebraucht.

Er hatte um das J. 1708 ein Decret wider die moralischen Betrachtungen ergehen lassen; dieses Decret aber ward in Frankreich nicht angenommen. Das Parlement zu Paris erklärete es für null und nichtig. Man hatte außerdem noch allerhand Beschwerden wider den Pabst; er erkannte den Erzherzog Carl als König von Spanien, nachdem er schon Philipp V dafür

a) Unter andern dieser: „die Kinder, die ohne „Taufe sterben, sind zu etwas besserm, als dem „ewigen Leben bestimmt.„

für erkannt hatte. Die wider Queſneln geworfenen Bannſtralen thaten nicht eher ihre Wirkung, als im J. 1713; ein Jahr, das in der Chriſtenheit ſtets merkwürdig ſeyn wird, weil in demſelben die berühmte Conſtitution heraus kam.

Die Queneliſten geben ſie für ein Werk des le Tellier aus. Dieſer Jeſuit, ein Procurators Sohn aus der Nieder-Normandie, war in der Stelle eines königlichen Beichtvaters dem P. de la Chaiſe nachgefolgt. Le Tellier war ein harter, mürriſcher, hitziger, ungeſtümer, rachgieriger, unbeweglicher Mann, und in allem alſo das Gegentheil vom P. de la Chaiſe. Dieſer, ein gefälliger, artiger, beſcheidener, friedliebender Mann, ein Hofmann und Gelehrter, regierte mit dem Gewiſſen Ludwigs XIV zugleich die ganze gallicaniſche Kirche. Sein verträglicher Character machte ſein Anſehen nicht beſchwerlich; der andere aber, der eben dieſe Herrſchaft ausüben wollte, aber nicht eben die Gaben dazu hatte, brachte die ganze Nation in Aufruhr.

Dieſer Jeſuit wollte den Janſeniſten zu Leibe, weil ſie Urſache waren, daß eins ſeiner Bücher von den chineſiſchen Gebräuchen zu Rom verdammt worden war. Beſonders war er mit dem Cardinal de Noailles nicht gut Freund, ſo wie mit verſchiedenen andern vom Oratorio. Er hatte auf einmal die Ehre ſeines Ordens zu vertheidigen, und die ihm perſönlich wiederfahrnen Beleidigungen zu rächen. Sein Platz ward im-

immer wichtiger, ie älter der König ward. Der Beichtvater sahe, wie viel er bey ihm vermochte, und fieng an nichts mehr zu schonen. Er brachte die ganze französische Kirche in Bewegung; er setzte Befehle und Briefe auf, welche gewisse Bischöfe unterschreiben, und ihm versiegelt wieder zuschicken sollten. Er versprach ihnen, nichts zu verrathen: aber die Jansenisten setzten ihn außer Gefahr, sein Wort zu brechen. Sie entdeckten alle seine Kunstgriffe, und machten sie überall bekannt; diese waren mehrentheils wider den Cardinal de Noailles gerichtet.

Dieser Prälat, der sich nicht weiter zu helfen wußte, gieng den König selbst an; er wandte sich hierauf an den Dauphin und Herzog von Burgund, hernach an seine Alliirte, die Frau von Maintenon, ward aber von niemand angehört. Die Frau von Maintenon that weiter nichts, als daß sie dem Könige den Brief und die Aufträge übergab, die sie erhalten hatte, und daß sie dem Cardinal ganz gleichgültige Dinge beantwortete. Ihr furchtsamer und bescheidener Character, ihre beständige Unentschlossenheit, die Niedergeschlagenheit ihres Geistes bey aller ihrer Größe und mitten unter den Ergötzlichkeiten, ihre Ueberlassung in den Willen des Königs, und ihre Gleichgültigkeit gegen alles das übrige, die Abneigung oder die Gefahr sich in die öffentlichen Händel zu mischen, eine gleiche Unfähigkeit zu schaden oder mit Eifer zu dienen, hinderten

sie, für denjenigen zu arbeiten, dessen Tugenden sie hoch schätzte, und dessen Person sie liebte. „Es kömmt mir nicht zu, schrieb sie „ihm, zu urtheilen und zu verdammen, sondern „zu schweigen, und für die Kirche, den König „und Sie zu beten.„ Vom Herzog von Burgund war auch nichts zu erwarten, als welcher schon durch die Briefe und die Freunde des Erzbischofs zu Cambray eingenommen war, um dessen Verdammung der Cardinal de Noailles zu Rom angesucht hatte. Außerdem hatte dieser Prinz verschiedene mal dem Cardinal selbst gesagt, daß er sich in dergleichen Händel nicht mengen wolle. a) Was endlich den König Ludwig XIV selbst anbetrifft, so glaubte er, daß ihn sein Gewissen verbände, seinen Beichtvater zu hören, und daß er, seiner Würde gemäß, diejenigen wieder zur Ordnung bringen müsse, die man als Sectirer bey ihm angab.

Der Erzbischof, der sich von einem Jesuiten unterdrückt sahe, hielt sich deswegen an alle Jesuiten; er entzog ihnen die Freyheit zu predigen und Beichte zu hören. Er hätte den Beichtvater des Königs selbst mit unter diesem Verbote begreifen können: aber er that nicht alles, was er thun konnte. „Ich befürchte, schrieb er an die „Frau von Maintenon, daß ich mich gegen den „König allzu unterthänig bezeuge, da ich demje„nigen

a) Lettr. de Maintenon T. IV. 348.

„nigen alles erlaube, der es am wenigsten ver„dient. Ich bitte Gott, daß er ihn wolle die „Gefahr erkennen lassen, in welcher er schwebt, „da er seine Seele einem Manne von diesem Cha„racter anvertrauet.„ In einem andern Briefe sagte er: „Wenn nichts wider den P. le Tel„lier aufgebracht werden könnte, als der gemeine „Ruf, so wäre solches doch schon hinreichend, „ihn abzusetzen. Es ist nicht gut, daß das „Vertrauen des Königs in den Händen eines „Mannes von so schlechtem Rufe ist.„ Die Frau von Maintenon ward von den Klagen des Cardinals nicht weniger beunruhigt. Ihr Herz war voller Bekümmernisse: „Ihr neues Un„ternehmen, schrieb sie an ihn, ist ein neuer „Schmerz für diejenigen, die Ihnen wirklich zu„gethan sind. Sie dürfen nicht daran zweifeln, „daß ich es nicht, so lange ich lebe, seyn werde. „Mein Leben wird nicht lange mehr dauren, und „bald wird der Tod mich einer Gegenwart, die „mich traurig macht, und einer Zukunft, die „mich erschreckt, entziehen.„ Sie setzt, in der Erinnerung alles dessen, was ihr der Erzbischof von Cambray zum Verdruß gethan hatte, hinzu: „Mein Schicksal will, daß ich für die Bischöfe „sterben soll.„

Man sagt dem Beichtvater eine sehr unüberlegte Rede nach, daß nämlich er entweder seinen Platz, oder der Cardinal den seinigen verlieren müßte. Man kann aber daraus einsehen, was man dem le Tellier zutrauete. Er, sammt al-

len seinen Anhängern, alle Bischöfe, die nach dem Cardinalshute strebten, und andere, die sich im Ernst wider die moralischen Betrachtungen erklärt hatten, brachten hundert und drey Artikel nach Rom, und wurden vom Könige unterstützt. Ludwig XIV glaubte ein gutes Werk zu thun, wenn er ihnen beyträte. Er widerrief das dem Buche vor vierzig Jahren gegebene Privilegium, und machte die Sache der Jesuiten zu seiner eigenen.

Dieser mächtigen Partey ungeachtet that Rom doch keinen Ausspruch. Man hatte Ursache, über seine Langsamkeit zu erstaunen. Der Cardinal de la Trimouille, französischer Gesandter zu Rom, ward verdächtig. „Schicken Sie die Bulle mit „der ersten Post„ schrieb ein Staatssecretair an den Cardinal, „oder Sie und ich sind verlo„ren. Der König hält sich an uns, und wir „werden für Jansenisten erklärt.„

Endlich mußte doch ein Urtheil gefällt werden. Die Bulle ward geschickt, und der heilige Stuhl verdammte von den hundert und drey Sätzen hundert und einen.

Die verschiedene Wirkung, die diese Bulle that, ist ein würdiges Schauspiel für einen Philosophen. „Der Cardinal de Noailles,„ sagt ein Anhänger des Quesnels, „erschrickt im Le„sen, und kann nicht weiter lesen. Der Bi„schof zu Poitiers schreyt über die Betrügerey „der Jansenisten, die ein solches Werk dem Pab-

„ste

„sie auf eine ärgerliche Weise unterschieben, um „ihn lächerlich und seinen Glauben verdächtig zu „machen.„ Auf der andern Seite klagen die Cardinäle Bissy und Fleuri, daß man so wenig Achtung gegen den römischen Hof bezeuge. Der eine, in einem Briefe an den Bischof zu Montpellier, sagt, „daß die Bulle zu Genf mit meh„rerer Unanständigkeit sey aufgenommen wor„den, als zu Paris.„ Der andere, als Bischof zu Frejus, ruft in einem seiner Schreiben aus: „Welchen Aufruhr haben wir nicht in dem Au„genblicke gesehen, da die Constitution zum Vor„schein kam? Die ganze Religion schien über den „Haufen zu fallen. Hundert tausend Stimmen, „von allen Seiten her, haben diese Censur ver„haßt zu machen gesucht.„

Die ganze Nation schien in Aufruhr gebracht. Es fanden sich unter den verworfenen hundert und einen Sätzen einige, welche den unschuldigsten Verstand und die reinste Moral zu enthalten schienen, und dieses war es, was die Gemüther gegen Rom noch mehr erbitterte.

Es ward eine Versammlung der Bischöfe zu Paris angestellt. Einige nahmen die Bulle, vermittelst einiger Erklärungen, an; die andern aber wollten weder mit der Bulle, noch ihren Veränderungen etwas zu thun haben. Der Cardinal de Noailles war unter diesen letztern, deren Zahl sich auf sieben belief, der vornehmste. Sie thaten den Vorschlag, daß man bey dem

Pab-

Pabste um Verbesserungen ansuchen sollte. Der König, welcher glaubte, daß es wider die Sr. Heiligkeit schuldige Ehrerbietung gehandelt seyn würde, hintertrieb den Vorschlag. Er schickte die Bischöfe nach ihren Diöcesen zurück, und verbot dem Cardinale den Hof. Ich weis nicht, was den Pabst mehr verdrüßen konnte, ob der offenbare Widerspruch der sieben Bischöfe, oder das Auskunftsmittel der andern, und ihre scheinbare Unterwerfung. Der verstorbene Pabst, der damals noch der Cardinal Lambertini hieß, sagte daher auch zu Clemens XI: „Sie sehen „wohl, heiliger Vater, daß die französische „Geistlichkeit keine Constitution haben will. „Die Bischöfe stellen sich zwar, als ob sie „sich unterwürfen: im Grunde aber verwer„fen sie die Bulle; ihre Unterwerfung ist „nichts, als eine behutsame Aufführung gegen „Ihre Person.„

Der Erzbischof zu Paris erhielt, nachdem ihm verboten war, sich zu Versailles sehen zu lassen, eine neue Achtung unter dem Volke. Es traten Leute von allerley Ständen auf seine Seite, wider Rom und den Hof. Die Bulle ward indeß, ob sie gleich nicht die meisten Stimmen erhalten hatte, von der Sorbonne enregistrirt, und das Parlement enregistrirte sie mit Vorbehalt der Rechte der Crone, der Freyheiten der gallicanischen Kirche, der Gewalt und der Jurisdiction der Bischöfe.

Le Tellier war damit nicht zufrieden. Er wollte den Cardinal de Noailles vor einem National-Concilio verklagen, und eine Declaration enregistriren lassen, durch welche ein ieder Bischof, welcher die Bulle nicht ohne Vorbehalt (purement et simplement) angenommen hätte, verbunden seyn sollte, sie zu unterschreiben, widrigenfalls man gerichtlich gegen ihn zu verfahren haben sollte. Ein Vorschlag, der seines Urhebers würdig war, und dessen Ausführung gefährliche Folgen nach sich gezogen haben würde. Er sann indeß alle Tage ein neues sonderbares System aus; er redete seinen Beichtkindern, wenn sie auf dem Todbette lagen, von nichts, als von Kriegen, Jansenisten und Constitutionen vor. Die Hausbedienten des Monarchen, die dem Beichtvater desselben sehr gehäßig waren, ließen ihn zweymal gar nicht vor den König. Dieser Prinz starb, und alles bekam eine andere Gestalt.

Der Herzog von Orleans, der nun Regent des Königreichs ward, richtete anstatt der Staats-Secretaire ordentliche Rathsgesellschaften auf, unter andern einen Gewissensrath, wobey der Cardinal de Noailles den Vorsitz hatte. Man entfernte den P. le Tellier vom Hofe, und überließ ihn seinem eigenen Herzen zur Bestrafung. Zum Unglück für die Tugend behauptet man, daß er ein redlicher Mann gewesen. Seine Mitbrüder, die ihn verabscheueten, haben sich eben so sehr über ihn zu beschwe-

schweren, als das Publicum; er hat sie auf immer verhaßt gemacht. a)

Der Platz eines königlichen Beichtvaters ziehet den Jesuiten viel geheimen Neid zu, ob er gleich sehr viel von seinen Vorrechten verloren hat. Es ist nicht mehr die Zeit, wo der Beichtvater die Pfründen vergab, die der König vergeben sollte; wo er allein nach der Messe, ehe man aus der Kirche gieng, sich mit dem Monarchen, wegen der Vergebung der Pfründen besprach; wo er den höhern Gerichten Patente zuschickte, und sie enregistriren ließ; wo er das navarrische Collegium nach seinem Gutdünken regierte. Unter Carl VIII schon verlor der Beichtvater seinen Rang über den Grand Aumonier. Der erste Aumonier und der Vorsteher des Oratorii, welche Franciscus I einsetzte, wurden ihm gleichfalls vorgezogen; so daß er der Ordnung nach in der Capelle der vierte ist. Unparteyische Jesuiten könnten die Frage aufwerfen: ob es nicht ihrer Gesellschaft heilsamer wäre, wenn keiner von ihnen diesen Platz bekleidet hätte?

Unter

a) Er ward zur Zeit der Constitution auf einem Schirme gemahlt vorgestellt, wie er eine Kutsche führte, aus welcher ihm ein Jesuit die Worte zurief: Kutscher, ihr werft uns um. Der P. la Rüe hatte mit dem le Tellier auch verschiedene Verdrüßlichkeiten, und misbilligte stets seine Aufführung.

Unter der Regentschaft erhielt der Abt Fleuri diese Stelle, der durch seine Kirchengeschichte und Philosophie so berühmt ist. Die Jesuiten und Patres des Oratorii beeiferten sich um die Wette, ihn auf ihre Seite zu ziehen, und in ihre Streitigkeiten zu verwickeln. Die Antwort, die er so wohl der einen als der andern Partey gab, ist merkwürdig; zu den Jesuiten, die zuerst kamen, sagte er: „Ihr könnet gewiß mit „mir zufrieden seyn, denn ich liebe die vom Oratorio nicht;„ und eine halbe Stunde darnach sagte er zu diesen: „Ihr könnet gewiß mit „mir zufrieden seyn, denn ich liebe die Jesuiten nicht.„

Da der Cardinal de Noailles an dem Hofe des Regenten so in Gnaden stand, so glaubten alle Bischöfe, die sich der Bulle widersetzt hatten, daß sie auch wieder zu Gnaden angenommen wären. Sie appellirten beständig an ein zukünftiges Concilium, und wenn auch in Ewigkeit keines gehalten werden sollte. Die Sorbonne, die Priesterschaft der Diöces, ganze Ordensgesellschaften, besonders das Oratorium, folgten diesem Beyspiele. Der neue Präsident des Gewissensraths appellirte auch im J. 1717; doch wollte er es nicht bekannt werden lassen: seine Appellation ward aber wider seinen Willen gedruckt.

Es entstanden nun in der französischen Kirche zwo Parteyen, die Acceptanten und die Refüsanten. Die Acceptanten waren die hundert

Bischöfe, welche unter Ludwig XIV die Bulle angenommen hatten, nebst den Jesuiten und Capucinern; die Refusanten aber bestanden aus funfzehn Bischöfen und einem Theile der Nation. Die einen hatten Rom und eine Sache vor sich, die ihnen im Grunde nützlich war; die andern aber hatten die Universitäten, die Parlemente, das Volk, und ihre vergangene Verfolgung auf ihrer Seite. Man rottete sich zusammen, man stritt, man schrieb in einem schwerfälligen, langweiligen und einschläfernden Tone; man schimpfte, und warf mit Schismatikern und Ketzern um sich. Der Name Quesnel war allein hinreichend, Krieg zu erregen; selbst Weiber, von der gemeinen Sorte des Volks, fielen einander in die Haare, wenn sie diesen Namen hörten, und nie ist ein Geschrey allgemeiner gewesen.

Der Regent aber legte sich darein, und gebot allen Stillschweigen. Universitäten, theologischen Facultäten, Schriftstellern, Buchdruckern, Buchhändlern, Herumträgern, allen ward anbefohlen, Friede zu halten. Der Befehl ist im J. 1717 gegeben. Man liest erst einen prächtigen Lobspruch auf die Religion, und dann folgende merkwürdige Worte: „Wir haben gesagt „und declarirt, und sagen und declariren, durch „Gegenwärtiges von unserer Hand unterschrie„ben, wollen und verlangen, daß alle Dispüte, „Streitigkeiten und Uneinigkeiten, die in unserm „Königreiche wegen der Constitution unsers hei„ligen

„ligen Vaters, des Pabstes, wider die moralischen
„Betrachtungen über das neue Testament
„entstanden sind, aufgehoben seyn und bleiben
„sollen, wie wir durch Gegenwärtiges sie aufhe-
„ben, und vorsichtiglich ein allgemeines und
„unverbrüchliches Stillschweigen über diese Ma-
„terie gebieten.„

Dieses Gesetz ist nach der Zeit oft erneuert, aber nie gehalten worden. Der Bischof von Soissons und der Erzbischof von Rheims fuhren immer fort zu schreiben, und dieser weisen Verordnung entgegen zu handeln. Ihre Schriften wurden durch den Scharfrichter verbrannt. Der Erzbischof ließ das Te Deum zur Danksagung anstimmen, und verdiente sich damit den Cardinalshut. Aus Furcht, daß der Bischof nicht auch einen bekäme, ließ der Regent ihn die zehn tausend Livres Strafe nicht erlegen, zu welchen er vom Parlemente war verurtheilt worden, weil er gegen dasselbe angeführt hatte, daß er vor seinem Richterstuhle nicht zu stehen habe. a)

Rom beschwerte sich ohn Unterlaß, und eigentlich hätte Frankreich sich beschweren sollen. Beyde Höfe zehrten einander durch unnütze Unterhandlungen auf. Endlich kam das neue Finanzsystem aufs Tapet, und ein ieder wandte nun seine Aufmerksamkeit nur darauf. Ich erwähne hier

a) Siècle de Louis XIV. Jans. gel. Streit. IV Th.

hier einiger Stellen eines armen achtzigjährigen Priesters des Oratorii nicht, die man heut zu Tage ganz vergessen hat, in welchen er die Reisen nach Missisippi, den Actienhandel anpreist, und Hoffnung zu einem großen und schleunigen Gewinnste macht. Law that allein, was weder Bischöfe, noch Pabst, noch Ludwig XIV selbst hatten thun können.

Diese glücklichen Augenblicke wurden zur Vereinigung der französischen Kirche angewandt. Der Cardinal Erzbischof bot zu allem die Hand; er widerrief seine Appellation, und dieser Widerruf ward den 20 August 1720 öffentlich angeschlagen. Der Herzog von Orleans erhob sich, nebst den Prinzen und Pairs selbst in den großen Rath, um ein Edict enregistriren zu lassen, welches die Annehmung der Bulle, die Unterdrückung der Appellationen, die Eintracht und den Frieden anbefahl.

Das Parlement, welches aus weit mehr Gliedern bestand, war nicht so leicht zur Enregistrirung zu bewegen. Man hatte Eingriffe in seine Rechte gethan, und es so gar nach Pontoise relegirt; es war dieses das erste Mal, so lange die Monarchie stand, ist aber nach der Zeit vielmal wieder geschehen. Man drohete dem Parlemente, es nach Blois zu verlegen. Es registrirte sodann alles, was der große Rath registrirt hatte, reservirte sich aber allezeit die alten Gewohnheiten, und die Handhabung der

Frey-

Freyheiten der gallicanischen Kirche und der Gesetze des Königreichs.

Diese Vereinigung der französischen Geistlichkeit war vornehmlich das Werk des neuen Erzbischofs zu Cambray Dübois, der eines Apotheckers Sohn von Brive la gaillarde war, mit der Zeit aber Cardinal und Premierminister ward. Diese sonderbare Creatur des Regenten, die nur länger hätte leben sollen, um den Regenten selbst bey dem Monarchen in Ungnade zu bringen, hatte ein corpus doctrinae aufsetzen lassen, womit beyde Parteyen zufrieden waren. Der verschlagene Regent und der sehr ungleiche Dübois arbeiteten an der Religion, und iedermann wußte, wie es um die ihrige aussah. Das Lächerliche, das sie über alle diese Materien ausbreiteten, ist der Grund von dem Verfalle der Sitten und Neigungen der darauf folgenden Zeit.

Sie triumphirten, da sie den frommen Erzbischof von Paris unter ihr Joch gebracht hatten; man merkt aber an, daß er schon ein hohes Alter erreicht hatte, und daß er sich von Leuten, die mit dem Hofe in Verbindung stunden, in allem leiten und lenken ließ. a) Man macht außer-

a) Als der berüchtigte Widerruf dem alten Erzbischof zu Cantorbrai, Wacke, zu Ohren kam, konnte er sich nicht enthalten, Thränen zu vergießen, und auszurufen: **Es ist schrecklich, alt zu werden, und sich zu überleben.**

dem noch von seiner Standhaftigkeit viel Rühmens, da er in gewissen Augenblicken dasjenige wieder verwarf, was er in andern gethan hatte. Als er eine schlechte Treppe hinan stieg, um eine Reparatur zu besehen, die man oben an der Kirche zu U. L. F. gemacht hatte, sagte er: „Nie „hat man einen Erzbischof so böse Wege gehen „lassen, als mich.„ Als er seinen Widerruf that, hatte er eine Deputation von Jesuiten bey sich; er wunderte sich selbst außerordentlich darüber, als er sich mitten unter ihnen sah. Uebrigens ist er als ein würdiger Bischof gestorben. Seine Mildthätigkeit war sehr groß. Er hat, nach dem Verkauf seines Hausgeräthes und Bezahlung aller Schulden, nicht mehr als fünfhundert Livres hinterlassen.

Unter dem Ministerio des Cardinals de Fleuri wollte man es mit einem quesnelistischen Prälaten versuchen. Die Wahl fiel auf den alten Soanen, Bischof zu Senes, welcher ehemals vom Oratorio gewesen war. Diese Congregation gab auf diese Weise den Jesuiten stets Gelegenheit, sich zu entrüsten. Er hatte sich durch Predigen besonders hervor gethan. Seine Predigten sind nie gedruckt worden. Es ist aber nicht gar zu lange, daß ein gewisser Prediger zu Paris sie heraus gab, mit dem zuversichtlichen Vertrauen, als ob sie gewiß von ihm wären. Soanen stand übrigens als Beichtvater in noch größerm Rufe, als Prediger. Der P. la Chaise hatte ihn zum Bi-

schofe gemacht. a) Er erhielt anfänglich das Bischofthum Viviers; er schlug es aber aus, weil Viviers an einer zu großen Straße liegt, und er seine Einkünfte, welche er lieber den Armen geben wollte, auf bischöflichen Staat würde haben wenden müssen. Er nahm dafür das Bischofthum zu Senes, welches weniger einträglich, aber zugleich abgelegener war. Seine gute Wirthschaft setzte ihn dem ohngeachtet in den Stand, den Armen Gutes zu thun. Seine Uneigennützigkeit, sein Eifer und seine Frömmigkeit waren außerdem noch mit einer unbiegsamen Gemüthsart vergesellschaftet, welche um so viel übler angebracht war, da er weder Anverwandte noch Credit hatte.

Man hielt ein Provincialconcilium zu Embrün; der Cardinal de Tencin hatte dabey den Vorsitz. Was soll man von diesem eifrigen Vertheidiger der Bulle glauben? Einige machen einen großen Geist, einen Staatsmann, einen vollkommenen Hofmann aus ihm. Andere streiten ihm alle diese Eigenschaften ab, und schreiben seine Erhebung weniger seinem Verdienste, als

 seiner

a) Leute, die überall Geheimnisse finden, haben davon eine Ursache angegeben. Der Jesuit wollte seinen Neffen mit einem Frauenzimmer verheirathen, deren Tante bey dem P. des Oratorii zur Beichte gieng. Um nun diese Tante geneigt zu machen, gab er ihrem Beichtvater ein Bischofthum.

seiner stolzen und witzigen Schwester zu. Gegen das Ende seines Lebens sahe er die Dinge, vor welche er den größten Eifer bezeugt hatte, mit ganz andern Augen an. Er war sehr zur Toleranz geneigt; wenigstens hat man es aus seiner Aufführung geschlossen, die er einst bey gewissen Unruhen beobachtete, und aus einigen Reden, die ihm entwischt sind, die man aber auszubreiten nicht ermangelt hat. Man schimpft ihn noch nach seinem Tode des Concilii zu Embrün wegen. Soanen ward auf demselben verdammt und seiner Aemter entsetzt. Auf Befehl des Hofes nach Chaise-Dieu in Auvergne verwiesen, und zwar in einem Alter von achtzig Jahren, war seine Einbildungskraft noch schrecklich.

Mit welchen Farben stellt er nicht in einem Schreiben, vom 10 Sept. 1728 an den Hn. de Saint-Forentin, nicht so wohl seinen Zustand, als der tugendhaften Priester und Pfarrer in seinem Kirchspiele vor, die man mit Gewalt ins Gefängniß gesetzt hatte; ferner der Nonnen, „als seufzender und frommer Tauben, die hier und dahin verscheucht sind; einige zu Embrün, um „daselbst wie ihr Vater aufgeopfert zu werden; „die andern zu Arles, wo sie von ihren eigenen „Schwestern dem Hunger und Durste bloß gestellt werden; noch andere zu Grasse, um aus „dem Munde des Prälaten nur Flüche wider sie „und mich zu hören.„ Er unterschrieb sich insgemein: **Johann, Bischof zu Senes, Gefan-**

fangener Jesu Christi. Ein Neffe von diesem Soanen, und mit ihm gleiches Namens, ist ein Jesuit.

Ein anderer Bischof, der zum Oratorio gehörte, veränderte den Schauplatz, und zog die Augen der Molinisten und Quesnelisten auf sich. Man hatte seinen Mitbruder abgesetzt, und der Bischof von Saint-Papoul, Segûr, setzte sich selbst ab. Heftige Gewissensbisse über seine Gelangung zum Bischofthume nöthigten ihn zu diesem Schritte.

Er zog, ehe er ihn that, die Bischöfe von Montpellier und Senes zu Rathe. Der unglückliche Soanen verlangte, daß Segûr seinen Platz behalten solle. Der Bischof zu Montpellier aber war der Meynung, daß man nicht so wohl Bischöfe, als gute Beyspiele nöthig habe. Hiermit war die Sache des Bischofs von St. Papoul entschieden. Er verschwand aus seiner Diöces, da man es am wenigsten vermuthete, und hinterließ seinen Kirchkindern eine Pastoral-Instruction: „Empfanget, mit unserm Abschiede, „die Versicherung, daß wir euch in unserer Ein„samkeit nie vergessen werden. Wir haben das „Vertrauen, daß, wenn Gott uns wird verge„ben haben, er die Bitten nicht verwerfen wer„de, die wir unaufhörlich für eure Wohlfahrt „thun. Eine wohlgeordnete Liebe, welche das „Gute, das sie thut, bey sich selbst anfängt, „trennt uns äußerlich von euch; aber eben diese „Liebe knüpft innerlich solche Bande, die uns

„mit euch so genau vereinigen, daß nichts im „Stande seyn wird, euch aus unserm Herzen zu „vertreiben.„

Sein Abtritt war ein Räthsel, und ist es auch noch für viele Personen. Einige, die es genau wissen wollen, versichern, daß er sich heimlich zu Paris, als ein Büßender, und in beständiger Uebung guter Werke, mit den Einkünften einer Abtey von sieben bis acht tausend Livres aufgehalten; daß er an die Geistlichen und Pfarrer, die er der Bulle wegen verfolgt oder vom Amte verjagt, Pensionen ausgetheilt; daß er nur eine kleine Anzahl Freunde gehabt, die viel auf ihn gehalten, und daß seine strenge Lebensart seine Tage verkürzt habe. Er ist in besagter Stadt gestorben, und zu St. Jean en Grève begraben.

Seine Feinde erstaunten über seiner außerordentlichen That, und gaben ihr allerhand falsche Auslegungen. Aber welche Rolle hätte er spielen können, wenn er sich zum Haupte der Partey aufgeworfen hätte, im Falle seine Bekehrung nicht aufrichtig gewesen wäre? Die Regierung besorgte, daß die Schwärmerey dadurch noch mehr verstärkt werden möchte; und man behauptete, daß diese Begebenheit den Befehl, das Grab des heil. Medardus zuzuschließen, beschleunigen werde.

Der

Der Hof, da er die Quesnelisten demüthigte, hatte nicht die Absicht, sie ganz zu unterdrücken; er wollte nur den Unruhen zuvor kommen. Er misbilligte es sogar, daß man in der Sorbonne, in einer Disputation 1729, die Constitution für eine Glaubensregel erklärt hatte, welcher man ohne Einschränkung Gehorsam leisten müsse. Der Syndicus der Sorbonne erhielt Befehl, nichts auf den Catheder bringen zu lassen, was zu Uneinigkeiten Anlaß geben könnte.

Unterdessen mußte man der Bulle ihren Werth bestimmen. Ist sie ein Staats- oder Policeygesetz, eine Glaubensregel oder ein Gesetz und Entscheidungsurtheil der Kirche? Das ist der schwere Knoten. Man findet in dem römischen Concilio Glaubensregel; man hat aber den Jesuiten vorgeworfen, daß sie dieses Wort eingeschoben hätten. Benedictus XIV hat selbst, wie einige wissen wollen, diesen Vorwurf nicht für ungerecht gehalten. Einige Bischöfe haben sich ebenfalls für die Benennung, Glaubensregel, erklärt: aber der Erzbischof zu Sens, Languet, hat eine andere Partey ergriffen. Er hat die Constitution eine unverbesserliche Regel des Glaubens, der Kirche und des Staats benennt. Eben dieser Prälat hat seine Werke, die wenig Leute in französischer Sprache lesen, in drey großen Bänden ins Lateinische übersetzen lassen. Sein großer Eifer für die Religion misfiel einigen, und zog ihm folgende empfindliche Spöt-

terey zu: „a) Leset die Schriften dieses Mannes, „sie vernichten den Glauben.„

Die Jesuiten nennen die Bulle eine b) noch nicht regulirte Regel, sondern eine Regel, die erst regulirt werden muß. Das Parlement wollte sie keine Glaubensregel nennen lassen. Der Hof gab sie für ein Urtheil der allgemeinen Kirche, in Ansehung der Lehre, aus. Auch dieses misfiel dem Parlemente, und es wollte dasselbe die königliche Declaration nicht registriren. Man mußte zu gewaltsamen Mitteln schreiten. Der junge Monarch hielt den 30 April 1730 ein Lit de justice, und verschaffte sich Gehorsam.

Unter den Auftritten, die der Aberglaube, die Ausschweifung und die Betrügerey zu gleicher Zeit machten, muß man die Geschichte des Diaconus Paris, der auf dem Kirchhofe zu St. Medard begraben liegt, nicht vergessen. Man gab vor, daß er große Wunder thue. Der heil. Medardus galt bald selbst nichts mehr in seiner eigenen Kirche. Der Diaconus Paris ward der heilige Paris genannt; überall sprach man von seinen wunderbaren Heilungen der Krankheiten. Einige andächtige Weiber hatten mit diesem Geschreye den Anfang gemacht. Es fanden sich Betrüger hinzu, die der Sache ein Gewicht ga-

ben,

a) Volvite scripta viri, dedocuere fidem.
b) Non regula regulata, sed regula regulanda.

ben, und sich für Begeisterte vom neuen Heiligen ausgaben. Der Pöbel drängte sich Tag und Nacht zu seinem Grabe. Man betete daselbst in der gemeinen Landessprache. Die Begeisterten traten auf sein Grab, machten heftige Verzuckungen mit ihren Leibern, und gaukelten dem Volke allerley Zaubereyen vor. Mit welchen Namen sollte man sonst wohl die außerordentl chen Dinge, die daselbst geschahen, belegen? Einige halten sie für himmlische Begnadigungen; andere für Werke der Bosheit, und noch andere gar für Spitzbubenstreiche. Der Bischof zu Montpellier, Colbert, redete folgender Gestalt von den Convulsionen der Inspirirten: „Weil es Böses in der Welt giebt, so „muß man deßwegen nicht alles für böse halten, „und weil es Gutes in der Welt giebt, so muß „man darum nicht sagen, daß alles gut sey.„

Diejenigen, die ein wenig auf sie Achtung gegeben haben, müssen den Bruder Augustin gekannt haben, Niemand hat ihnen mehr geschadet, als dieser. Es war dieses ein lüderlicher Mensch, der sich nichts untersagte, was ihm seine thörichte und zügellose Einbildungskraft eingab; der die Sacramente verachtete, als die er nicht von Gott eingesetzt glaubte; der Heirathen schloß, ohne weiter iemand darzu zu nehmen. Seine Ausschweifungen giengen so weit, daß andere Inspirirte dem Policeylieutenant davon Nachricht gaben, welcher deßwegen Untersuchungen anstellte, und es für seine Pflicht hielt, diesen

sen Versammlungen Einhalt zu thun. Junge Schönen, welche sich der Verblendung oder dem Eigennuze ihrer Mütter aufgeopfert sahen, waren insgemein die Heldinnen davon. Die vernünftigen Quesnelisten seufzen, wenn sie an diese Schwärmerey gedenken, die man noch immer wieder zu erwecken sucht.

Ein Parlementsrath hatte das Herz, oder vielmehr die Einfalt, eine Sammlung der Wunderwerke zu machen, und dem Könige zu übergeben. Der Hof verachtete das Buch, und den Verfasser und alle Convulsionairs. Um unterdessen einer ansteckenden Raserey Einhalt zu thun, ward befohlen, den Kirchhof zu St. Medard zuzuschliessen, und eine Wache davor zu stellen. Die Convulsionairs spielten hierauf ihre Comödie in den Häusern; sie wurden aber wieder verrathen. Der Enthusiasmus ließ endlich nach; das Grab des Diaconus Paris ward das Grab des Jansenismus.

Er erhielt sich nur noch im Oratorio. Die Juenin, die Picqueri, die Quesnel, die Segür, die Soanen lebten noch in einer großen Anzahl vom Oratorio, welche, ohne einen so großen Ruf zu haben, noch eben so viel Muth hatten. Man griff die zu Brüssel an; man versagte ihnen den Gebrauch der Communion, da sie sich der Constitution nicht unterwerfen wollten; man war im Begriff, weiter gegen sie zu verfahren, als sie die Flucht ergriffen. Die Gesellschaft des

Ora-

Oratorii zu Paris war vor dem Sturme nicht sicher; man versetzte ihr öfters die empfindlichsten Stöße.

Sie ward dazumal von dem P. de Latour, einem Manne von Genie, und dem Anführer der Partey, regiert. Das Andenken dieses Generals wird im Oratorio nie erlöschen. Seine Talente kündigten sich durch seine Predigten an. Es ist ein wahrer Verlust fürs Publicum, daß es nicht möglich gewesen, seine Handschriften nach seinem Tode zu lesen, und Stücken von einer so erhabenen und hinreißenden Beredsamkeit an den Tag zu bringen. Man beurtheile ihn aus einem einzigen Zuge, welcher bemerkt zu werden verdient. Einige halten ihn für einen Stral des aufgehenden Lichts, und er besteht in einem Geständnisse, das er am Ende einer Unterredung über die Bulle mit den vier berühmten Prälaten, welche appellirt hatten, that. „Sie wird „angenommen werden, sagte er, wegen des Credits der Jesuiten und des Eifers, den der Hof „bezeugt. Aber wir wollen etwas wagen: wir „wollen vor einem künftigen Concilio, und vor „den Bischöfen der ganzen Welt, die Bulle für „ketzerisch und den Pabst selbst für einen Freund „der Ketzerey erklären. Wir werden dadurch er„halten, daß der Pabst die Bulle widerruft, oder „wenigstens einschränkt; denn zu einem Concilio „wird er es gewiß nicht kommen lassen, und auch „eben so wenig erlauben wollen, daß man seinen „Glauben verdächtig mache.„ Ein Pabst, der

der

der Ketzerey überführt wird, hört selbst nach den römischen Grundsätzen auf, Pabst zu seyn, und hat keine Gewalt mehr in der Stadt Rom.

Der Tod des P. de Latour verursachte große Unruhen im Oratorio. Die Versammlung, in welcher man ihm einen Nachfolger erwählen wollte, schien unregelmäßig, weil die Reappellanten davon ausgeschlossen wurden. Der Hr. Herault war als königlicher Commissarius dabey. Man wählte den P. Lavalette, welcher auch noch diese Stelle, zur Zufriedenheit seiner Untergebenen und selbst des römischen Stuhls, verwaltet. Er hat Briefe von dem vorigen Pabste in Händen, die ihm und der Congregation zum Ruhme gereichen. „Ich wünschte, sag„te der Pabst, Ihnen meine ganze Ergebenheit, „und den ganzen Grund meiner Seele zeigen zu „können; aber ich wage es nicht, mich Ihnen „gänzlich zu entdecken.„ Die Gesinnungen, die dieser philosophische Pabst a) hier äußert, zeigen von

a) Zu Genf, und selbst zu London stand er in ungemeiner Achtung. Ich will hier, seinem Andenken zu Ehren, eine Inschrift anführen, die ihm der Sohn des Ministers Walpole, als er aus Italien nach England zurück kam, hat setzen lassen.

Prospero Lambertini
Vescovo di Roma
Col nome di Benedetto XIV.
Che, quantunque un principe assoluto,
Regnò

von einem erhabenen, sanftmüthigen und fried-liebenden Geiste. Er hatte bey seiner Thron-

be-

Regnò tanto innocentemente
Quanto un Doge in Venezia.
Egli riſtorò il luſtro della tiara,
Con quelle arti ſolamente egli l' ottenne,
Ciò colle ſue virtudi.
Amato dai papiſti,
Eſtimato dai proteſtanti.
Un prete ſenza inſolenza ò intereſſe;
Un principe ſenza favoriti;
Un papa ſenza nepotiſmo;
Un autore ſenza vanità;
In breve: un uomo
Che no lo ſpirito, ne' l potere
Poterono guaſtare.
Il figlio d'un miniſtro favorito,
Uno però che non corteggiò mai alcun principe,
Ne venerò alcun eccleſiaſtico,
Offeriſce, in un libero proteſtante paeſe,
Queſto meritato incenſo,
All' ottimo dei Romani Ponteſici.

d. i.

Proſpero Lambertini,
Biſchofen zu Rom,
Unter dem Namen Benedict XIV.
Welcher, ob er gleich unumſchränkt war,
Dennoch ſo gelinde regierte,
Als ein Doge zu Venedig.
Er ſtellte den Glanz der päbſtlichen Crone wieder her,
Durch eben die Mittel, durch welche er ſie allein erhalten,
Nämlich durch ſeine Tugenden.

besteigung einen Vorsatz, welcher zum Unglück nicht ist ausgeführt worden. Er wollte nämlich ein Corpus doctrinae unterschreiben lassen, worinne, ohne den Meynungen des Bajus, Jansenius und Quesnel zu nahe zu kommen, dieses als eine Wahrheit vorgeschrieben, und jenes als ein Irrthum verworfen werden sollte.

Das Misvergnügen über die Wahl des P. Lavalette brach endlich aus; das Feuer der Zwietracht ward dadurch wieder entzündet: die Regierung aber bestrafte die Misvergnügten. Die P. P. Boyer und Terrasson wurden in die Gefängnisse zu Vincennes gesetzt, aus welchen sie nur im J. 1740 heraus kamen, um nach Argenteuil verwiesen zu werden. Der P. Dülerin ward in eben dem Jahre verwiesen. Er hatte sich

Geliebt von Papisten,
Geehrt von Protestanten.
Ein Priester ohne Stolz und Eigennutz;
Ein Prinz ohne Favoriten;
Ein Pabst ohne Nepoten;
Ein Schriftsteller ohne Eitelkeit;
Kurz: Ein Mann,
Den weder Stolz noch Gewalt
Verderben konnten.
Der Sohn eines Favoritministers,
Einer indessen, der nie einem Prinzen die Aufwartung gemacht,
Noch einen Geistlichen verehrt hat,
Bringet in einem freyen protestantischen Lande
Diesen wohlverdienten Weyhrauch
Dem Besten unter den römischen Päbsten dar.

sich in der Lobrede auf den heil. Severin, von welchem Clodovåus wunderbarer Weise war geheilt worden, folgender Anspielung bedient: „Der Hof des allerchristlichsten Königs glaubte „an die Wunderwerke, und suchte keine Ehre „in der Verachtung desjenigen, welchen die Völ„ker verehrten.„

Das ist die Geschichte der ewigen Mauer, welche die Oratorier und die Jesuiten von einander scheidet; die Eifersucht einer Gesellschaft über die andere führte sie auf. Ihr gegenseitiger Haß erstreckt sich auf alles, und sie bringen ihren Schülern gleiche Eindrücke bey. Man giebt im Oratorio selten den Studirenden die Bücher der Jesuiten in die Hånde, so wie bey den Jesuiten niemals die Bücher, die aus dem Oratorio herkommen. Die Gesellschaft findet Gift auf allen Blättern ihrer Schriften; der P. Labbe fand sogar in den Racines Grecques des Portroyal jansenistische Grundsätze.

Man redet übrigens auch von keinem der grossen Männer beyder Congregationen. Bouhours, Cheminais, la Rüe, Brümoi, Poree, zeigten gleiche Bescheidenheit als Segaud, Massillon und Mallebranche. Man richtet auch sein Augenmerk nicht mehr auf so viele Exjesuiten und Exoratorier, welche den Academien, in welche sie aufgenommen wurden, zur Ehre gereichten. Es wäre zu wünschen, daß eine gute Feder uns das Leben der berühmten Männer lieferte, welche aus

dem Collegio Ludwigs des Großen und dem Oratorio zu Paris hergekommen sind.

So heftige Stöße man auch dem Oratorio versetzte, um es zu Boden zu werfen, so würde es doch widerstanden haben, wenn es nicht von den Bischöfen abgehangen hätte. Die Männer, die sonst alle Talente besaßen, hatten doch nicht die Geschicklichkeit, den römischen Hof auf ihre Seite zu ziehen, seine Sache von der Sache der Jesuiten zu unterscheiden, und jene nicht anzugreifen, wenn sie wider diese schrien. Die Verständigen dieser Partey klagen oft über diesen Fehler, so wie über die Unbesonnenheit eines gewissen Zeitungsschreibers, der das Gift der Verläumdung überall ausstreuet, und in seiner periodischen Wuth Pabst und Jesuiten durch einander wirft.

Das Oratorium hat sich, in seinem Falle, nicht besser an den Jesuiten rächen können, als daß es sie zum Gegenstande des allgemeinen Hasses gemacht, und einer Fluth von Schriften die Dämme geöffnet, mit welchen sie alle Tage überschwemmt werden. Der Titel der meisten ist allein schon ein Pasquill. Man hat die Frage aufgeworfen, ob diese Patres, oder die Ketzer der letztern Zeiten, der Kirche mehr Schaden gethan. Ich lasse mich auf keine Rechtfertigung gegen die Vorwürfe, die man ihnen macht, ein. Die Anklagen mögen so unwahrscheinlich seyn, als sie wollen, so haben sie doch allemal viel Aufruhr verursacht. Ihre Beschützer selbst haben

sich öfters über sie beschwert; sie sind zu Schritten verleitet worden, die ihnen viel Mühe gekostet haben, und noch kosten.

Das Seminarium der auswärtigen Missionen und die Jesuiten.

Dieses Seminarium besteht aus einer Gesellschaft von Priestern zu Paris, die von da aus in alle Theile der Welt gehen, um das Evangelium zu predigen. Asien ist hauptsächlich der Gegenstand des Eifers dieser Männer. Sie kamen erst im J. 1684 nach China. Die Jesuiten waren es, die ihnen in dieses unermeßliche Reich, das allein so viel Einwohner enthält, als ganz Europa zusammen, den Eintritt verschafften. Jetzt klagen diese, daß sie Undankbaren einen so großen Dienst erwiesen hätten.

Wir wollen, ehe wir weiter fortfahren, auf die Quelle dieser mächtigen Beschützung zurück gehen, welche die Jesuiten andern Missionarien zu erweisen im Stande waren.

Die Chineser sind von Natur hochtrabend und von sich eingenommen; sie halten sich für die einzige Nation, welche denkt. Die ihrige ist eine

der ersten, welche Künste und Wissenschaften getrieben haben; sie lieben besonders die Mathematic. Die große Neigung zu dieser letztern war es vornehmlich, was den Jesuiten den Eintritt in China verschaffte. Ihre Talente dienten ihnen zu einem großen Vorspruche bey dem Kaiser Camhi; diesem großen Prinzen, einem der größten, der gerechtesten, der leutseligsten und der gelehrtesten Prinzen, deren in der Historie Meldung geschieht. Er ruhete beym Studiren aus, wenn ihn die Sorgen der Regierung müde gemacht hatten. Die Jesuiten zu Pecking mußten ihm alle Tage in der Mathematic Unterricht geben. Er ließ gegen diese Patres eine außerordentliche Neigung blicken; er hatte sie auf allen Reisen bey sich, er sahe alle ihre Absichten ein, und ließ sich die Beschaffenheit ihrer Mission umständlich erklären. Sie unterhielten ihn öfters mit den großen Eigenschaften Ludwigs XIV, und der Kaiser hatte ein Vergnügen, sich selbst in verschiedenen Zügen dieses Monarchen zu finden.

Die Jesuiten machten sich die Gewalt zu Nutze, die sie über das Herz dieses Prinzen, der ihr Schüler war, hatten. Sie baten ihn um die freye Ausübung ihrer Religion in dem weitläuftigen chinesischen Reiche, und hielten zugleich um eine Verordnung darüber an, damit ihnen weder die Mandarinen noch die Statthalter Hindernisse in den Weg legen möchten. Das Sonderbarste bey dieser Sache ist, daß diese Bitte die

Ge-

Gewalt des Kaisers überschritt, der sonst in allen andern Dingen unumschränkt, so wie der Enkel des großen chinesischen Eroberers, war. Man mußte sich, den Gesetzen und Gewohnheiten dieses Reichs zu Folge, an ein Tribunal wenden. Der Kaiser entwarf selbst, im Namen der Jesuiten, zwo Bittschriften. Es ward ihnen im J. 1692 erlaubt, ihre Missionsgeschäffte zu treiben, und die christliche Religion öffentlich zu lehren. Bayle wundert sich sehr darüber, daß ein so weiser Prinz Leute in seinen Staaten aufnahm, die er nicht kannte, und die ihm alle Augenblicke verdächtig hätten werden sollen.

Kaum hatten die am Hofe in Achtung stehenden Jesuiten denen Geistlichen der auswärtigen Missionen die Erlaubniß durch ganz China ausgewürkt, als diese jene für Betrüger, für niederträchtige Seelen, die durch ungeziemende Schmeicheleyen die Religion verunehrten, und für Freunde der Gottlosigkeit ausgaben, welche, aus Furcht ihren Credit am Hofe zu verlieren, eine abgöttische Vermischung heidnischer Ceremonien mit den christlichen gestatteten.

Die Jesuiten beklagten sich, und ihre Ankläger fuhren fort, ihnen Vorwürfe zu machen, bis es auf beyden Seiten gar zum Schimpfen kam. Der Ruf von dieser Uneinigkeit breitete sich bald bis nach Europa aus; ein ieder fällte darüber sein Urtheil, ohne die Sache untersucht zu haben; man verstand nicht einmal, worauf der

Streit ankam. Folgende Anmerkungen können in der Sache einiges Licht geben.

Die Kunst, seine Gedanken durch Buchstaben vorzustellen, die nicht anders als leicht und natürlich seyn sollte, ist in China äußerst schwer. Jedes Wort hat verschiedene Charactere; man ist unwissend oder gelehrt nach der Anzahl der Charactere, die man kennen gelernt hat. Wer in dreyßig Jahren lesen lernt, der ist ein Wunder der Gelehrsamkeit. Die Unbequemlichkeit der Sprache dieses Volks, dessen Ursprung so weit ins Alterthum zurück geht, ist Ursache, daß die Künste und Wissenschaften bey demselben in einer ewigen Kindheit schmachten. Einige Weltkundige halten dagegen dieses Volk für die erste Nation der Welt, in Ansehung der Moral und der Policey. Die Reichsgesetze sind gelinde und weise, und befördern die Ruhe desselben. Nirgends wird die Liebe der Kinder gegen die Aeltern, dieses natürliche und geheiligte Gesetz, so nachdrücklich empfohlen. Die Chineser verbinden damit noch die Ehrerbietung, die sie ihren erstern Lehrern in der Moral, besonders dem Congfoutse oder Confucius, schuldig sind.

Dieser Weise, der allen Weisen Griechenlandes vorzuziehen ist, lebte fünfhundert Jahr vor Christi Geburt. Seine Familie lebt noch unter den Chinesern, wo sie, zum Andenken dieses Gesetzgebers, von andern sehr unterschieden wird; das einzige Beyspiel eines solchen Vorzugs in einem Lande, wo man nichts, als wirkliche Dienste, für

vor-

vorzüglich hält. Confucius genießt alle Ehre, die ein Mensch nur genießen kann, der, ohne eine göttliche Offenbarung zu haben, so schön von der Gottheit gesprochen hat. In allen Umständen, in denen man ihn nur gesehen, reich, arm, mächtig, verachtet, flüchtig, ist er stets über die Zufälle erhaben gewesen, hat er stets die Tugend gelehrt und ausgeübt. Die Zahl seiner Schüler belief sich, bey seinen Lebzeiten, auf fünftausend. Nach seinem Tode ward er von der ganzen Nation verehrt; die Kaiser und Calao, d. i. die Gelehrten und Mandarinen, erweisen seinem Andenken Ehrerbietung.

Es pflegen, an gewissen Tagen, besondere Familienzusammenkünfte angestellt zu werden, um ihre Voraltern zu verehren, und öffentliche Versammlungen der Gelehrten, um das Andenken des Confucius zu feyern. In dem Saale, wo man ihn verehrt, siehet man einen Tisch, in Gestalt eines Altars, mit Leuchtern, Bluhmensträußern und Räucherwerk besetzt. Auf dem Tische steht außerdem ein kleines Täfelchen, auf welchem man die Worte liest: Chin-Ouei, d. i. Sitz der Seele. Man nähert sich; man opfert vor diesem Sinnbilde Wachs- und Räucherkerzen; man begiebt sich nach einer viermaligen Kniebeugung wieder hinweg, und wirft sich viermal mit dem Gesicht auf die Erde nieder. Dieses Niederfallen ist außerdem in China auch gebräuchlich, wenn man vornehme Personen grüßen will. Zweymal im Jahre muß man seinen Voraltern

und dem Confucius die Ehrerbietung bezeugen, die man ihnen schuldig zu seyn glaubt. Und um dabey nichts fehlen zu lassen, so verrichtet man auch ordentliche Opfer; man schlachtet Thiere, von denen man hernach Mahlzeiten giebt.

Gehören diese Ceremonien wesentlich zur Religion? Sind es nicht nur bürgerliche Gewohnheiten und policeymäßige Einführungen? Hält man seine Väter und den Philosophen der Nation etwan für Spötter? Ist Confucius der Numa der Römer, der Minos der Cretenser, der Osiris der Aegypter, und der Zoroaster der Perser? Das sind die Fragen, worüber die Missionarien in China nicht eins werden konnten, und welche sie weniger hier, als in Europa, hätten untersuchen sollen.

Die Geistlichen der auswärtigen Missionen gaben alles für Abgötterey aus. Sie sahen sie augenscheinlich da, wo die Jesuiten sie nicht einmal vermutheten. Die einen hielten es für die größte Abscheulichkeit, die christlichen Religionsgebräuche mit teuflischen Gebräuchen zu vermischen. Die andern aber hielten es für weise, die Chineser nicht abergläubischer zu machen, als sie waren; ihre Gebräuche und Gewohnheiten zu dulden, und dieses um so viel mehr, da man keine Bequemlichkeit sahe, sie abzuschaffen, ohne zugleich der christlichen Religion alle Eingänge in ein Reich zu versperren, das auf seine Gewohnheiten so eifersüchtig war. Der Streit ward sehr leb-

lebhaft. Man muß sich wundern, daß die Priester der auswärtigen Missionen ihn nicht den Dominicanern überlassen haben, denn diese hatten ihn angefangen. Sie verschickten zuerst die chinesischen Gebräuche zur Untersuchung nach Rom. Einer ihrer größten Missionarien, der P. Morales, war der Angeber. Um den Sachen, die er für verdammlich hielt, eine bessere Gestalt zu geben, setzte er siebzehn Fragen über eben so viel Gebräuche der Jesuiten in China auf, und drang eifrig auf die Entscheidung einer ieden Frage. Um hinter die ganze Absicht zu kommen, wird es hinreichend seyn, nur einige davon anzuführen. a) Kann man mit gutem Gewissen die Christen von den Geboten der Kirche frey sprechen? Kann man bey der Taufe verschiedene heilige Gebräuche weglassen? Kann man den allerschändlichsten Wucher erlauben; den Neubekehrten, Götzenbilder zu haben, vor ihnen niederzufallen und sie anzubeten, gestatten, daferne man nur im Herzen diese Ehrerbietung an einen andern Gegenstand, an ein heil. Kreuz, wendet? Ist es erlaubt, für Heyden, die in ihrem Unglauben versterben, Messe zu lesen? seinen Voraltern und dem Confucius die höchste Ehre zu erweisen? mit dem Geheimnisse des Kreuzes gegen die, die in der christlichen Religion unterrichtet werden, zurück zu halten, weil ihre Nation es

a) Abr. de l'Hist. eccles. T. XII. 256.

für Thorheit hält? sie in mancherley Irrthümern zu lassen, damit sie sich mit ihrer Unwissenheit entschuldigen können? Alle diese Fragen, welche man von der Aufführung der Jesuiten in China hergenommen hatte, machten großes Aufsehen. Die chinesischen Ceremonien wurden auf diesen Bericht des P. Morales im J. 1645 von dem heil. Officio verboten, bis der Pabst selbst darüber ein Urtheil sprechen würde. Die Jesuiten vertheidigten dagegen ihre Sache und die Sache der Chineser. Ihr P. Martini sprach für die eine und die andere zu Rom, und brachte es so weit, daß das Verbot im J. 1656 wieder aufgehoben ward. Es ward den Gelehrten erlaubt, ihren Philosophen, und den Kindern, ihre Väter zu verehren; doch mit der Beyfügung, daß es eine bloß bürgerliche Verehrung seyn solle.

So standen die Sachen, als französische Vicarien nach China kamen; der Pabst hatte sie selbst ernannt und geschickt. Es befand sich ein Priester der auswärtigen Missionen, Namens Maigrot, unter denselben. Dieser hatte kaum sein Amt in China einige Zeit verwaltet, als er mit dem Bischofthum Conon beschenkt ward. Dieser neue französische Bischof in einer chinesischen Provinz misbilligte die Aufführung der Jesuiten. Er verdammte das Andenken eines ihrer würdigsten Missionarien, des P. Matthäus Ricci, welcher durch allerhand Mittel den Haufen der Proselyten zu vermehren suchte, und sie

am

am wenigsten auf die Probe stellte. Es heißt nicht den Nacheiferern der Xaviere, der Spinola und so viel anderer großen Apostel in allen Ländern und von allerley Orden Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn man ihn mit folgenden gehäßigen Farben abmahlt: a) „Die Könige fanden an ihm einen gefälligen Mann; die „Heiden einen Apostel, der sich nach ihrem Aberglauben bequemte; die Mandarinen einen feinen Mann, der alles wußte, was am Hofe „vorgieng; und der Teufel einen getreuen Diener, welcher sein Reich unter den Abergläubigen „befestigte; anstatt es zu zerstören, der es sogar „unter den Christen ausbreitete.„ Maigrot erklärte die bey den Begräbnissen gewöhnlichen Gebräuche durchaus für abergläubisch und abgöttisch. Unter den Gelehrten sahe er eitel Atheisten. Er nannte sie Materialisten, während daß sie die Seelen ihrer Väter und des Confucius anriefen. Er beschwerte sich zu Rom über die Gefälligkeit der Jesuiten, und that ihnen in ganz China alles zuwider. Die Missionarien sahen demnach mitten unter ihren Arbeiten und ihren geistlichen Eroberungen, nichts, als Uneinigkeiten unter sich, so wie sich unter weltlichen Eroberern auch fast immer dergleichen findet.

Es

a) Abr. de l'Hist. eccl. T. XII. 254.

Es kam im J. 1700 ein Schreiben der Missionarien an den Pabst zum Vorschein, welches vom Superior und Director ihres Seminarii zu Paris unterschrieben war. Muß sich denn der Eifer mit so viel Bitterkeit und Härte ausdrücken? Diese Herren rächten sich wegen des ihnen gemachten Vorwurfs, daß sie Jansenisten wären, und das Formular nicht unterschreiben wollten. Als sie es aber unterschrieben, so wollten sie den Jesuiten durch die That zeigen, wie Unrecht sie hätten. Sie behaupteten sechs tausend Meilen von Pecking, daß Tien und Chang-ti so viel als materialischer Himmel und nicht Gott bedeute. Diese Erklärung schien ihnen unwidersprechlich. Sie in Zweifel zu ziehen, war eben so viel, als zweifeln, „ob die Seine bey „Paris vorbey fließe, und ob daselbst ein Colle„gium, die Sorbonne genannt, sey.„ Sie würden mehr zu fürchten gewesen seyn, wenn sie bessere Schriftsteller gewesen wären; sie haben sich aber weder durch eine hinlängliche Anzahl, noch durch ein besonderes Genie hervor gethan. Ihr Maigrot hatte gar kein Talent; man beschuldigte ihn insgemein, daß er nur durch einige Missionarien von den Dominicanern denke und handele.

Sie riethen ihm, die Jesuiten aus seinem Districte Fockien zu vertreiben, und der Bischof von Conon that es. Der lustige Auftritt, a) welcher

a) Mem. chron. et dog. T. IV. 158.

cher um die Osterzeit geschahe, hat daher seinen Ursprung. Die Neubekehrten der Jesuiten, die bey diesen Patern nicht beichten konnten, baten ihn mehr als einmal, daß er seinen Befehl widerrufen möchte; aber vergebens. Sie sparten weder Bitten, noch Thränen, noch Fußfälle. Als sie eines Tages in seinem Vorsaale warteten und seufzeten, da er indeß in seinem Cabinett mit einem Dominicaner eingeschlossen war, wo sie ihn laut lachen hörten, thaten sie starke Schläge an die Thüre, und wollten sie aufsprengen. Der Prälat fuhr in der Hitze heraus, nannte sie Ungestüme, Narren, Lächerliche, und sagte ihnen, daß sie nur bey andern als den Jesuiten beichten sollten. Die Neubekehrten betheureten, daß sie lieber verdammt werden, als ihm oder den Dominicanern beichten wollten. Zum Unglück wurden sie gewahr, daß er einem Crucifixe, welches einer von ihnen in der Hand hielt, nicht die schuldige Ehrerbietung bezeugt hätte. Sie fassen demnach sogleich den Bischof beym Leibe, nöthigen ihn auf die Knie nieder zu fallen, und werfen seine Mütze auf die Erde. Seinen Freund, den Dominicaner Croquer, der den Augenblick herzu gelaufen kommt, halten sie beym Barte fest, und Croquer verspricht alles, was sie wollen. Maigrot beschwerte sich, nachdem er ihren Händen entgangen war, daß man ihn habe umbringen wollen, und daß er das Messer gesehen habe, das man ihm an die Kehle gesetzt; er hatte aber in der Angst den Ro-

senkranz eines Neubekehrten für ein Messer angesehen.

Die größten Feinde der Jesuiten waren weder zu Pecking, noch zu Rom: sondern in Frankreich war es hauptsächlich, wo man ihren Untergang suchte. Von Paris aus ward das Feuer der Zwietracht beständig angeblasen. Man stellte daselbst die Jesuiten so vor, wie sie bald der Religion wegen Verfolgungen erregten, bald der Abgötterey Vorschub thäten. Diese Vorstellung eines noch gröbern Heidenthums, als man bey den Griechen und Römern gefunden hatte, das noch darzu auf die christliche Religion erbauet ward, machte den Jansenisten eine große Freude. Der Abt Boileau, der Bruder des Satyrenschreibers, und ein noch ärgerer Feind der Jesuiten als dieser, verfolgte sie in ihrem P. le Comte. Er denuncirte im J. 1700 bey der Sorbonne die Mémoires de la Chine dieses gelehrten Missionarii. Es schauerte ihm, wie er sagte, bey jeder Seite dieses Buchs die Haut. Die den Chinesern ertheilten Lobsprüche erschütterten seinen Verstand, seinen christlichen Verstand. a) Und welches waren denn diese so ärgerlichen Lobeserhebungen? Hier sind sie: „Dieses Volk hat seit beynahe zwey tausend Jahren „die Erkenntniß des wahren Gottes unter sich er-

„halten.

a) Cerebrum meum cerebrum chriſtianum commoverunt.

„halten. Es hat in dem ältesten Tempel der „Welt dem Schöpfer geopfert. Es hat die „reinsten Lehren der Moral in Ausübung gebracht, „da indeß Europa im Irrthum und Verderben „steckte. Die Vorsehung hat ihre Gnade diesem „Volke am reichlichsten mitgetheilt. Die chine„sische und die christliche Religion sind einander „in vielen Stücken ähnlich, wenn es auch „nur in der Anbetung eines und desselben We„sens seyn sollte.„

Die Versammlungen der Sorbonne waren sehr unruhig. Die Meynungen wurden sogleich widerlegt, wenn sie kaum vorgebracht waren. Der Doctor le Sage sagte, daß, da der Streit Begebenheiten beträfe, und man die Sitten der Chineser nicht genugsam kenne, man zwölf der gesündesten Doctoren wählen, und nach China schicken müsse, um sich genau in der Sache zu erkundigen. Endlich war man darinne einstimmig, daß man die Memoiren des P. le Comte verdammte. Man belegte sie dabey mit den gehäßigsten Namen.

Die Jesuiten wurden schüchtern, da sich so viel Stimmen wider sie erhoben. Sie schrieben an ihre Missionarien nach Pecking, um sich genau zu erkundigen, mit welchem Geiste man daselbst dem Confucius verehre; was für eine Bedeutung man den chinesischen Worten gäbe, an denen sich Europa ärgerte.

Man konnte darüber keinen geschicktern Mann zu Rathe ziehen, als den Kaiser Camhi selbst, der in seiner Sprache sehr erfahren, das Haupt der Gelehrten, der unumschränkte Ausleger der Gesetze, Ceremonien und Gewohnheiten der Nation war. Wie aber sollte man es dem Kaiser vorbringen, und zugleich die Streitigkeiten der Missionarien vor ihm verbergen? Die Jesuiten erfanden folgendes Mittel: Sie schrieben auf ein Papier, daß Chang-ti den wahren Gott, und nicht den materiellen und sichtbaren Himmel, bedeute; daß Kien-tien, mit der eigenen Hand des Prinzen auf ein Täfelchen geschrieben, das er ihnen gegeben hatte, so viel sage, als: Betet den Herrn des Himmels an; daß die chinesischen Ceremonien nichts anders zum Grunde hätten, als was iedermann an ihnen wahrnehme. Diese kurze und deutliche Erklärung liessen sie dem Kaiser überreichen, und bitten, daß er ihnen sagen möchte, ob sie mit der Wahrheit überein käme, damit sie einigen neugierigen Europäern davon Nachricht geben könnten. Der Kaiser antwortete darauf, daß die Erklärung sehr gut sey.

Die Jesuiten glaubten ihren Proceß gewonnen zu haben. Sie gaben davon den Missionarien, dem Bischofe zu Conon, dem Pabste und dem ganzen Europa Nachricht: niemand aber wollte den Jesuiten glauben. Man hatte sie im Verdacht, daß sie den Kaiser hintergangen, und ihn in ihre Absichten gezogen hätten, so wie

sie

sie es schon mit viel andern Prinzen gethan hatten, deren Zutrauen sie sich so wohl zu Nutze zu machen wußten. Clemens XI, der sich mit seinem Urtheile zu übereilen befürchtete, trug die Untersuchung dem Titularbischofe zu Antiochien, Carl Thomas Maillard de Tournon, auf. Er schickte ihn mit dem Character eines Legaten nach China, mit einem Decrete versehen, wie die Jesuiten sagen, welches den großen Streit der Missionarien schon vorläufig entschied.

Der Patriarch, ob er gleich im J. 1702 zu Schiffe gieng, konnte doch nicht eher als im J. 1705 nach China kommen. Die Jesuiten meldeten ihn beym Kaiser, welcher ihn aber nicht sehen wollte. Diese Paters, die deßwegen in Sorgen waren, brachten es endlich bey Sr. chinesischen Majestät dahin, daß Sie dem Legaten eine Audienz geben wollten. Der Legat dankte bey dieser Audienz dem Kaiser im Namen des Haupts der Christenheit wegen des den Dienern des Evangelii geleisteten Schutzes.

Dieses Compliment gab dem Kaiser Gelegenheit, sich auf einige Erklärungen der chinesischen Gebräuche einzulassen. Die Jesuiten hatten die Zänkereyen der Missionarien klüglich vor ihm zu verbergen gewußt; er erfuhr aber alles, nicht sowohl durch den Legaten, als durch die Unvorsichtigkeit seiner Dollmetscher. Man kann leicht vermuthen, wie sehr der Kaiser erstaunt sey, als er von dem Kriege hörte, der unter den Dienern einer Religion des Friedens entstanden war, und

als er einen Europäer ankommen sahe, der über diesen Streit, über ihn selbst, über seinen Hof, seine Mandarins, über die Gewohnheiten und die Sprache des Landes ein Urtheil sprechen sollte. Der Legat sagte, daß er sich besser ausdrücken würde, wenn er die chinesische Sprache verstünde, daß aber Se. Majestät mehr Zufriedenheit haben würden, wenn Sie einen Gelehrten, den Bischof von Conon, anhören wollten.

Der Titel eines Bischofs machte den Kaiser noch unwilliger. Dem ohngeachtet gieng die Nachsicht dieses Monarchen so weit, daß er den Bischof von Conon sich auf einer Reise, die er in die Tartarey that, vorstellen ließ. Gebet mir, sagte der Kaiser, als er den Maigrot zur Audienz ließ, die Erklärung der vier chinesischen Charactere, die auf meinen Thron gemahlt sind. Dieser konnte aber nur zween davon lesen; und behauptete, daß King-tien nicht bedeute, betet den Herrn des Himmels an. Der Kaiser nahm sich die Mühe, ihm zu zeigen, wie diese Worte gerade das sagten, und daß die Gelehrten unter seinem Volke keine Atheisten wären, die einen bloß materiellen Himuel annähmen; er vertheidigte gleichfalls die Ehre, die seine Unterthanen den Verstorbenen erwiesen. Der Bischof gab dagegen diese Verehrung für ein Werk des Teufels aus. Die Christen im neuern Bischofthume, fragte der Prinz, beobachten also diese Gebräuche nicht? Maigrot wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Cambi, der seine Gütig-

tigkeit gegen die Europäer mit Undank belohnt sahe, verabschiedete ihn den Augenblick, verbannete ihn aus seinen Staaten, und gab ein Decret, in welchem er ihn also anredete: „Es ist klar, daß ihr mir et„was verberget. Ihr seyd in mein Reich gekom„men, nicht um es zu erleuchten, sondern zu beunru„higen. Verschiedene meiner Unterthanen haben „eure Religion bloß aus Hochachtung gegen sie und „ihre Diener angenommen: ietzt aber, da eure Un„einigkeitenbekannt werden, verliert sie allen Cre„dit. Ich befehle euch, aus meinem Reiche zu „gehen; und wenn euch dieses hart dünkt, so habt „ihr die Schuld euch selber zuzuschreiben.„

Der erlauchte Beschützer der Missionarien, der einmal angefangen hatte, Verdacht zu schöpfen, gab eine Verordnung, daß alle Europäer, welche in China bleiben wollten, sich künftig sollten exami niren lassen, und um eine schriftliche Erlaubniß bey ihm ansuchen.

Der eifrige Anhänger des Maigrot, der tugendhafte Legat, Maillard de Tournon, erhielt gleichfalls Befehl, Pecking zu verlassen. Dieser Patriarch von Antiochien schob die Schuld auf die Jesuiten; man muß sich aber deßwegen nicht vorstellen, daß er auf sie geschmäht und gesagt haben sollte, daß, wenn der höllische Geist nach China gekommen wäre, er daselbst nicht mehr Schaden gethan haben würde, als sie. Um diese Worte noch boshafter vorzustellen, sagt man, daß der Patriarch sie nach seiner Verbindung mit den Jesuiten gesprochen.

Ehemals war er ein großer Freund von ihnen gewesen, und hatte, während seines Aufenthalts in Ostindien, ihnen verschiedene Beweise davon gegeben. Man kann nicht sagen, ob er Recht oder Unrecht gehabt, daß er, in Ansehung ihrer, anderes Sinnes ward. Seine Absichten schienen sehr rein und lauter, und er bewaffnete sich mit Muth und Standhaftigkeit. Die guten Absichten aber entschuldigen nicht allemal ein übereiltes Verfahren. Er führte sich, bey seiner Abreise aus Pecking, so unbescheiden auf, daß der erzürnte Kaiser die Geschenke, die er für den Pabst bestimmet hatte, wieder von Canton zurück kommen ließ. Der Legat glaubte bloß seine Pflicht gethan zu haben, und um sie noch besser zu erfüllen, verdammte er, als er zu Nanking ankam, in einem Ausschreiben die chinesischen Gebräuche in Ansehung der Todten, und den Gebrauch des Worts, welches der Prinz gebraucht hatte, um dadurch den Gott des Himmels anzudeuten. Diese Verdammung schien eine Rache zu seyn. Der Legat ward bestraft und nach Macao verwiesen, allwo er unter der Aufsicht der Portugiesen stand, die ihn haßten und ihm alle Jurisdiction eines Visitators oder Legati a latere in allen von Portugal abhangenden Plätzen untersagten. Er hielt sich für beleidigt. Stolz auf seine Rechte, that er den Bischof von Macao, den Provincial der Jesuiten, den Generalcapitain, und alle vornehme Portugiesen, die sich in der Stadt befanden, in den Bann.

Wäh-

Während diesen Verdrüßlichkeiten schickte ihm Rom das Baret: er genoß aber seine neue Würde nicht lange. Er ist als Cardinal im J. 1710 zu Macao, in dem Hause der Jesuiten, nach einer dreyjährigen Gefangenschaft gestorben. Man zählt ihn mit unter die Opfer, die man den Jesuiten auf die Rechnung schreibt; unter welchen man auch den heil. Bischof von Angelopolis, den Dom Johann de Palafox, einen grossen Feind der Societät, antrifft. Der P. Tolomäi bekam den vacanten Cardinalshut, und dieses gab zu allerhand kleinen Sinngedichten und Kupferstichen Anlaß.

Die Anhänger des Cardinals de Tournon foderten seinen Leichnam nebst allen seinen Papieren. Das Schiff aber, welches diesen verlangten Schatz nach Europa bringen sollte, ward unterwegens vom Feuer verzehrt. Man gab dieses Unglück den Jesuiten Schuld, weil sie besorgten, daß man ihren Gefangenen als einen Märtyrer verehren möchte.

Sein Tod aber gereichte ihnen zu schlechtem Vortheile; die Unruhen wurden stärker, als vorher. Clemens XI, der ihnen nicht verdächtig seyn sollte, hatte die Ausführung der Bulle, ex illa die, am Herzen, welche die chinesischen Ceremonien, so wie die Missionarien sie dem heiligen Stuhle vorgestellt hatten, verdammte. Dieser Pabst, der die Missionarien, welche sich des Worts Tien-Tchou, Herr des Himmels, nicht bedienten, imgleichen die Bischöfe und apo-

stolischen Vicarien in China, die sich auf nichts einlassen wollten, nicht leicht zum Gehorsam bringen konnte, schickte den Carl Ambrosius Mezza-Barba, Patriarchen von Alexandrien, dahin.

Es war dieser ein bescheidener, verträglicher, geschickter und an Kunstgriffen fruchtbarer Mann: aber weder seine Talente, noch der Titel eines Legati a latere würden ihm den Zutritt beym Kaiser verschafft haben, wenn es die Jesuiten nicht gethan hätten. Der Kaiser, der über den ersten Abgesandten misvergnügt war, glaubte, daß hinter der neuen Ambassade eine Heimlichkeit verborgen stecke, und daß der zweyte, der ietzt aus dem äußersten Winkel des Occidents in seine Staaten kam, ein Spion, aber unter einem vornehmern Titel, sey. Die Jesuiten suchten diese Vorurtheile Sr. Majestät auszureden, und Mezza-Barba erhielt endlich, nach großem Ueberlegen, vier Audienzen vom Kaiser. Es ward ihm bey allen vieren so viel Ehre erwiesen, als nie denen Gesandten aus Rußland und Corea, und selbst den Prinzen vom Geblüte.

Alle diese Ehrenbezeugungen waren aber auch mit mancherley Verdrüßlichkeiten vergesellschaftet. Der Kaiser sagte ihm, daß die Bulle, welche die chinesischen Gebräuche verdammte, bloß ein Pfeil sey, welcher wider die Jesuiten abgeschossen würde, um dem Maigrot, Pedrini und andern ihrer Widersacher Genugthuung zu geben; daß er gar wohl wisse, wie wenig man in Europa aus einigen Constitutionen der Päbste mache;

daß der Pabst ein blinder Jäger sey, der aufs Gerathewohl in die freye Luft schieße; daß er erstaune, Missionarien zu sehen, die, da sie alle ein Herz und Seele haben sollten, sich der eine weltlicher Priester, der andere Franciscaner, der dritte Dominicaner, und der vierte Jesuit nenneten. „Kömmt es wohl dem Pabste zu, „setzte er hinzu, sich in die chinesischen Angelegen„heiten zu mengen, da ich mich doch in die euro„päischen nicht menge? Ich sehe wenig Redlich„keit unter den auswärtigen Nationen, da hin„gegen die Chineser alle Verstellung und Betrü„gerey verabscheuen.„

Nach so verschiedenen Unterredungen befahl der Kaiser endlich, daß man ihm die Bulle übersetzen solle. Nachdem er sie nun einige Tage lang untersucht hatte, schickte er sie mit diesen eigenhändig darunter geschriebenen Worten zurück: a) „Ich sehe aus der Lesung dieser Constitution, daß „sie nur niederträchtige Europäer angeht. Die „Zänkereyen, die sie unter sich führen, haben an „Heftigkeit nichts ihres gleichen. Man muß „ihnen demnach die Freyheit, ihr Gesetz zu predi„gen, nicht gestatten. Sie aus dem Reiche zu „jagen, ist das einzige Mittel, verdrüßlichen Fol„gen vorzubeugen.„ Der Kaiser hatte Lust, die Bulle mit dem Ausschreiben des Bischofs von Conon zu vergleichen, und er erstaunte über die

a) Hist. gen. de voyag. L. V. 553.

Aehnlichkeit des Inhalts: Wenn es wahr ist, „sagte er, wie die Christen versichern, daß der „Pabst Eingebungen vom heiligen Geiste hat, „so ist gewiß Maigrot der heilige Geist der „Christen.„

Alle Missionarien fürchteten die Folgen der kaiserlichen Ungnade, und fanden ihren Untergang auf der unglücklichen Bulle des Pabstes geschrieben. Die Jesuiten verlangten, daß der Legat sie widerrufen, oder wenigstens die Beobachtung derselben aufschieben, und von ihren üblen Wirkungen Bericht nach Rom erstatten sollte. Sie beschworen auf einer Seite nebst ihrem P. Laureati die Beobachtung derselben, und auf der andern brachen sie ihr Versprechen wieder. Der Legat gab zur Antwort, daß die Befehle des Pabstes unbedingt wären, und daß sie befolgt werden müßten; daß er nie abgöttischen Vorschlägen Gehör geben werde, weil dieses Mittel schlimmer sey, als das Uebel selbst.

Es wäre damals in China alles für die Religion verloren gewesen, wenn die Jesuiten nicht erfinderisch, und der Legat nicht vernünftig genug, den Umständen nachzugeben, gewesen wäre. Er brachte Se. chinesische Majestät durch eine Bittschrift auf andere Gedanken, in welcher er sagte: „Ich will mich zum Pabste verfügen, und „ihn getreu und sorgfältig von den Absichten Eu. „Majestät unterrichten. Unterdessen will ich die „Sache in den Umständen lassen, wie ich sie ge-

„fun-

„funden habe, und dem heiligen Vater alles vor„tragen, was Eu. Majestät mir anzubefehlen „für gut befinden werden. Ich will nichts un„terlassen, um mich der Ehre, vor derselben wie„der zu erscheinen, würdig zu machen.„

Er ward sehr gnädig empfangen, als er seine Abschiedsaudienz hatte. Der Kaiser ließ ihn zu sich auf den Thron kommen, überreichte ihm einen Becher voll Wein, überhäufte ihn mit prächtigen Geschenken für den Pabst und den König in Portugal, bat sich schriftliche Nachrichten von ihm aus, imgleichen daß er nicht lange ausbleiben solle, daß er einige Gelehrte und geschickte Aerzte mit nach China bringen, die besten geographischen Charten und die vorzüglichsten mathematischen Schriften in Europa für ihn aufsuchen solle. Er drückte dem Mezza-Barba die Hand, und gab dadurch zu erkennen, daß er zwischen Legaten und Legaten, zwischen ihm und dem Cardinal de Tournon einen Unterschied zu machen wisse, welchen letztern er einen Mann ohne Witz und Verstand nannte, und über welchen er öfters zu scherzen pflegte; denn dieser Prinz hatte eine natürliche Neigung zum Scherze. Er verschwieg keinen witzigen Einfall, und setzte dadurch öfters seine Hofleute in Verlegenheit. Leute von Talenten waren allein bey ihm geachtet. Er liebte und schützte die Jesuiten, unter denen er Mathematiker, Uhrmacher, Mahler und Stückgießer fand. Uebrigens speiste er sie mit Worten und leeren Versprechungen ab. Er war im Her-

zen nie der christlichen Religion zugethan; sein Testament, welches man nach seinem Tode in ganz Europa verbreitete, ist ein Beweis davon. Er vermacht darinne seine Seele den Elementen.

Mezza-Barba verließ China, und empfahl zuvor allen Missionarien durch ein Pastoralschreiben, daß sie indeß friedlich und der Kirche unterthan mit einander leben sollten. Er kam im J. 1722 wieder nach Europa. Zum Glück für ihn ward er durch den Tod des Kaisers Camhi, welcher den 20 December in eben dem Jahre erfolgte, von dem Versprechen, diese lange und gefährliche Reise noch einmal zu thun, entbunden. Ying-Ching, sein Nachfolger, war kaum auf dem Throne, als man sich beschwerte, daß die Missionarien, besonders in der Provinz Fokien, die Grundgesetze umstießen, und die Ruhe im Reiche störten. Es ward demnach den 10 Februar 1723 durch ein Edict befohlen, daß sie sich nach Canton zurückbegeben sollten. Ihre Kirchen, dreyhundert an der Zahl, wurden verbrannt, oder zu andern Dingen angewendet, ohne daß ihnen dabey einige Hoffnung übrig bliebe.

Das ist der traurige Ausgang der Uneinigkeit der Jesuiten und Missionarien. Die christliche Religion ward aus China verjagt, so wie sie ehemals schon aus Japan, Tong-King, Cochinchina, Siam und andern ostindischen Reichen vertrieben worden war. In Europa schiebt man alle Schuld auf die Jesuiten. Man wirft ihnen vor,

vor, daß sie die Thronfolge in China hätten verändern wollen: sie sagen aber zu ihrer Rechtfertigung, daß nach dem Edict von 1723 der Hof zu Pecking verschiedene von ihnen, zur Verbesserung des Calenders, zurück behalten habe. Sie setzen hinzu, daß sie daselbst noch in Achtung stünden, und daß sie es wären, die in dem weitläuftigsten und blühendsten Reiche die Ueberbleibsel des Christenthums erhalten.

Der alte Haß wacht indeß von Zeit zu Zeit wieder auf. Wenn man sich auf der einen Seite ein wenig vergißt, so hebt man auf der andern sogleich ein großes Geschrey darüber an. Man spricht von falschen Aposteln; man entdeckt ihre Kunstgriffe, ihre geheimen Unterhandlungen, ihre Schwachheiten. Welche abscheuliche Vorwürfe werden nicht den Jesuiten in einem Schreiben des Bischofs zu Nanquin an Benedict XIV vom 3 November 1748 gemacht! Der Prälat seufzet darinne über die ärgerliche Aufführung des P. Joseph, Superiors der Mission, der das Schrecken der Familien geworden war. Diese Ausschweifungen sind von der Natur der porquerias, welche los padres in ihrer Uneinigkeit einander mehr als einmal vorgeworfen haben.

Strei=

Streitigkeit der Aerzte
gegen
Aerzte.

Es ist hier oft einer wider den andern gewesen. Keine von allen Gesellschaften hat heftigere Streitigkeiten unter sich gehabt, als die Gesellschaft der Aerzte. Wir wollen uns nur bey denen aufhalten, die das meiste Lärmen gemacht haben. Man wird daraus sehen, wovon unser Leben und Tod zum öftern abhange, und wie gefährlich die Veränderung in den Methoden dieser Herren sey.

Wir wollen nur bis auf das sechszehnte Jahrhundert zurück gehen. Der Gebrauch des a) An-

a) Das ist, (der Etymologie des französischen antimoine zu Folge) so viel als contraire aux moines, den Mönchen zuwider, weil ein deutscher Mönch, der den Stein der Weisen suchte, einigen Thieren Antimonium, dessen er sich zum Schmelzen der Metalle bediente, vorgeworfen, wovon diese stark purgirt hatten und hernach desto fetter geworden waren; worauf er die Probe auch an den andern Mönchen, seinen Mitbrüdern, machen wollte, wo es ihm aber sehr übel gelang, indem diese alle davon starben. Dieß Wort kann noch eine andere Etymologie haben. Das Antimonium steckt mehrentheils in Minen, wo es mit andern Materien vermischt ist. Man hat ihm daher den Namen Antimonium gegeben, als einer Sache, die man fast nie allein antrifft.

Antimonium erregte damals einen heftigen Streit unter den Aerzten. Man hatte durch verschiedene chymische Versuche gefunden, daß dieses Arzeneymittel eine ausführende Kraft bey sich habe. Der, der zuerst das Geheimniß entdeckte, machte es verschiedenen Personen bekannt, welche es mit Nutzen zu dieser Absicht gebrauchten. Die alten Aerzte aber, die es für schimpflich hielten, ihre Recepte zu verändern, oder den Schein zu geben, als ob sie etwas nicht gewußt hätten, urtheilten von dieser Entdeckung nicht zum günstigsten. Sie widersprachen, und behaupteten, daß das Antimonium etwas Giftartiges bey sich führe, welches durch keine Präparation abgetrieben werden könne. Aus Achtung gegen sie, und um beym Alten zu bleiben, urtheilte die ganze Facultät eben also; sie verbot durch ein förmliches Decret den Gebrauch des Antimonium.

Das Parlement kam der Facultät zu Hülfe, und that eben dieses Verbot durch ein Arret vom J. 1566. Indeß war man für dieses Arzeneymittel doch so stark und so lange eingenommen, daß ein sehr geschickter Arzt, Namens Paulmier, im J. 1609 aus der Facultät gestoßen ward, weil er Gebrauch davon gemacht hatte.

Man ist allzeit kühn, wenn man überzeugt ist. Es brauchten demnach verschiedene Personen dieses Medicament, ob es gleich durch das Parlement und die medicinische Facultät verbannet war. Es kamen sogar einige Aerzte durch

dasselbe in Ruf. Diese brachten es endlich so weit, daß man in dem auf Befehl der Facultät im J. 1637 herausgegebenen Antidotario oder Anweisung zur Zubereitung der Medicamente, das Antimonium unter die purgirenden Mittel setzte.

Das war beynahe eben so viel, als das alte Decret widerrufen. Es nahmen auch einige Aerzte daher Gelegenheit, dieses Arzeneymittel in ihren Schulen bey gewissen Krankheiten sehr anzupreisen. Der größte Theil der Facultät aber widersetzte sich annoch dieser neuen Lehre, und verhinderte, daß sie wenigstens nicht öffentlich vorgetragen ward. Nicht eher als im J. 1650, da dieses Mittel gemeiner geworden war, ward die Frage im Ernst aufgeworfen und untersucht, ob man es zur Arzeney brauchen solle oder nicht. Von der Zeit an haben verschiedne für und wider den Gebrauch des Antimonium geschrieben. Guido Patin, den seine großen Einsichten in die Arzeneykunst weniger berühmt gemacht haben, als seine satyrischen Briefe, die voller Anzüglichkeiten, besonders gegen die Religion sind, sahe es beständig als ein Gift an, und that alles, um es in Verachtung zu bringen. Er hatte ein großes Verzeichniß von Personen aufgesetzt, welche alle durch den Gebrauch dieses Mittels ums Leben gekommen seyn sollten. Er nannte dieses Register: Martyrologium antimonii.

Die meisten Aerzte, so getheilt ihre Meynungen über diesen Artikel waren, schienen doch in der Gabe zu schimpfen einander völlig gleich. Außer den Vorwürfen, die sie einander als Anhänger des Hippocrates und Galenus machten, schonten sie einander auch mit Privatdingen und schimpflichen Persönlichkeiten nicht. Nie ist die Doctorwürde mehr im Gedränge gewesen, als damals. Die Zänkereyen wurden so gefährlich, daß man die Obrigkeit zu Hülfe rufen mußte. Das Parlement befahl der Facultät, sich zu versammeln, um dem Streite durch einen Ausspruch ein Ende zu machen.

Es kamen demnach im J. 1666 hundert und zween Doctores zusammen. Zwey und neunzig davon waren der Meynung, daß man den Brechwein unter die purgirenden Mittel setzen solle. Dem zu Folge bestätigte die Facultät den Gebrauch des Antimonium durch ein Decret. Das Parlement richtete sich nach diesem Ausspruche, und erlaubte gleichfalls den Gebrauch desselben. Man hatte nun die Freyheit, über dieses Arzeneymittel zu schreiben und zu disputiren; eine Freyheit, die man sich schon im Voraus selbst und mit unglaublicher Verbitterung genommen hatte.

Die Einflößung des Bluts eines thierischen Körpers in einen andern erregte fast um gleiche Zeit heftige Streitigkeiten in den Schulen der Aerzte. Ein englischer Arzt gab sich für den Erfinder dieser Einflößung aus; er hatte öffentlich

zu Oxford Versuche darüber angestellt. Andere behaupteten dagegen, daß dieses Kunststück lange zuvor zu Paris bekannt gewesen sey. Wie diese Einflößung zu veranstalten, findet man in den englischen und französischen Journalen vom J. 1667. Das Parlement zu Paris sahe den Misbrauch davon ein, und verbot in eben dem Jahre, diese Einflößung ferner an Menschen zu versuchen.

Der Umlauf des Bluts ist eine Entdeckung von weit größerer Wichtigkeit. Er besteht in einer Bewegung, welche das Blut ohn Unterlaß aus dem Herzen in alle Theile des Körpers, vermittelst der Pulsadern, und aus allen Theilen des Körpers wieder nach dem Herzen, vermittelst der Blutadern treibt. Wilhelm Harvei, ein englischer Arzt, machte zuerst diese Entdeckung. Er trug sie zuerst in seinen Lehrstunden vor, bewies sie hernach mit Erfahrungen, und gab endlich seine **Anatomische Abhandlung über die Bewegung des Herzens und des Blutes** heraus. Die Aerzte widersetzten sich dieser Meynung mit Gewalt, und gaben den Harvei für einen Träumer aus. Sie schwärzten ihn auf alle Weise an, und hätten ihn gern bey Jacob I und Carl I, deren Leibarzt er war, in Ungnade gebracht. Er vertheidigte sich, antwortete auf die Einwürfe, wiederholte seine Versuche, und die Wahrheit drang endlich durch. Dem ohngeachtet hörte man noch nicht auf, ihn zu verfolgen: man gab seine Meynung für neu

und

und abgeschmackt aus; da seine Herrn Mitbrüder sich aber nicht entbrechen konnten, derselben beyzupflichten, und sie selbst anzunehmen, so sagten sie, daß sie lange bekannt gewesen sey.

Einige gaben die Ehre davon gewissen griechischen Philosophen oder Aerzten: andere gewissen klugen Chinesern; einige dem Salomo; andere einem neuern Italiener, Fra Paolo Sarpi, als welcher sein Geheimniß nur einem guten Freunde entdeckt haben sollte, der ebenfalls, aus Furcht vor der Inquisition, es nicht zu entdecken wagte, sondern es zu Papiere brachte, und diese Schrift, als ein großes Geheimniß, nach seinem Tode in der St. Marcusbibliothec zu verwahren befahl. Harvei, setzte man hinzu, war auf einer Reise, die er nach Italien that, so glücklich oder so listig, daß er hinter alles kam, und nach seiner Zurückkunft nach England, als ins Land der Freyheit, schrieb er vom Umlaufe des Bluts, bewies ihn mit Beyspielen, und eignete sich die Ehre dieser Entdeckung zu. So sucht der Neid stets großen Männern ihre Verdienste streitig zu machen; es ist dem Christoph Columbus und fast allen größern oder kleinern Erfindern unbekannter Dinge so ergangen.

Die Aerzte zu Paris hatten gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts auch viel Streit mit einander, wegen der Bierhefen. Es waren von verschiedenen Orten her Berichte an die Policey wegen des schädlichen Gebrauchs derselben ergangen. Die medicinische Facultät ernannte,

auf Ersuchen des Policeylieutenants, vier von ihren Mitgliedern zu Deputirten, welche Untersuchungen darüber anstellen sollten. Dem Berichte dieser Deputirten zu Folge, erklärte sich die Facultät dahin, daß die Besorgnisse nur allzuwohl gegründet wären, und verwarf die Bierhefen durch ein Decret vom 24 März 1668, als der Gesundheit sehr nachtheilig.

Das Volk, welches leicht in Furcht geräth, trug Bedenken, wider dieses Verbot zu handeln; es wollte von den Beckern zu Paris keine Semmeln mehr kaufen. Besonders sahen sich die Gastwirthe nach andern Beckern um. Die Policeyeinrichtung litt darunter; die Becker zu Paris beschwerten sich, und führten an, daß sie allein das Privilegium hätten, Semmeln zu backen. Die Gastwirthe antworteten, daß sie ihre Semmeln nicht nehmen könnten, weil sie mit Hefen gebacken würden, und diese der Gesundheit sehr nachtheilig wären. Die Sache kam vor das Parlement. Dieses befahl, ehe es einen Ausspruch that, daß sechs Doctores der Medicin ihr Gutachten über das Semmelbacken und den Gebrauch der Hefen dabey geben sollten.

Diese sechs Doctores konnten nicht eins mit einander werden. Viere hielten es mit dem alten Decrete; die beyden andern aber behaupteten, daß die Hefen nicht schaden könnten, wenn sie nur unverdorben wären, und sonst recht gebraucht würden. Unter den schlechten Gründen, die man dieser Meynung entgegen setzte, ist besonders

sonders folgender merkwürdig: „Man muß sie ver„werfen, weil sie zur Zeit noch nicht die Oberhand be„halten hat. Die Facultät thut keinen Ausspruch „ohne reifliche Ueberlegung. Kurz, die Sache „ist durch ein Decret, in einer Versammlung von „achtzig Doctoren, durch die meisten Stimmen „schon entschieden.„

Man antwortete auf diese Einwürfe, und zur Ehre der Facultät, daß von diesen achtzig gegenwärtigen Doctoren drey und dreyßig den Gebrauch der Hefen gebilligt hätten, und daß unter den Abwesenden verschiedene eben der Meynung wären.

Es ist bey der Gesellschaft der Aerzte gewöhnlicher, als bey irgend einer Gesellschaft, daß man eine Sache nicht nach der Stärke der Gründe, sondern nach der Zahl der Stimmen entscheidet. Man zählte einst sogar die Stimmen über eine Aufgabe aus der Physic. Der Policeylieutenant und der königliche Procurator des Chatelets stellten dem Parlemente vor, daß durch die widersprechenden Meynungen der Aerzte diese Frage unentschieden bliebe, und daß man wenigstens noch zweifelhaft wäre, ob der Gebrauch der Bierhefen der Gesundheit nicht schädlich sey. Das Parlement erlaubte hierauf, ohne sich an diesen Zweifel zu kehren, den Beckern den Gebrauch der Hefen; doch mit der Bedingung, daß man sie frisch und unverdorben zu Paris nehmen sollte.

Dem Leser wird an dieser Erzählung vielleicht nicht viel gelegen seyn; man würde sich auch dabey nicht aufgehalten haben, wenn nicht die Policey und das Parlement sich in den Streit gemengt hätten. Ich würde diese Begebenheiten mit Stillschweigen übergangen haben, so wie ich eine Menge kleiner Zänkereyen mit Stillschweigen übergehe, welche überall Gesellschaften unter sich veruneinigen, und welche nichts als hartnäckig vertheidigte Meynungen sind, anstatt daß man sich von der Wahrheit zu belehren suchen sollte.

Die Aerzte und Wundärzte.

Dieser langwierige und hitzige Streit ist die Wirkung des Brodtneides. Die Aerzte wollen überall den Vorzug vor den Wundärzten haben; jene können keinen Gleichen, und diese keinen über sich leiden. Die Vorstellung der Kunstgriffe, der Zänkereyen und Erbitterungen gegen einander wird uns die Künste dieser Männer ein wenig genauer kennen lernen, welche keine andere Kunst studirt haben sollten, als iedermann Gutes zu thun, und an der Erhaltung des menschlichen Geschlechts zu arbeiten.

Der Hauptpunct bey diesem Streite kam auf den Stand der Wundärzte an. Sie waren seit mehr als vier tausend Jahren von den Aerzten nicht unterschieden gewesen, und einerley Person übte damals beyde Künste zusammen aus, so verschieden sie auch von einander sind. Die Gesetze bestätigten diese Vereinigung beyder Künste in einer Person. Auch die auswärtigen Nationen, bey denen die Gewohnheit noch mehr Gewalt hat, als bey uns, begriffen noch vor nicht gar langer Zeit die Chirurgie mit unter dem Namen der Medicin. Endlich aber wurden beyde Künste von einander abgesondert, weil die Aerzte ihren Vortheil dabey fanden, eine der andern aufzuopfern. Die Chirurgie ist der Gewinnsucht nicht allzugünstig. Außer Kriegszeiten hat sie fast mit niemand, als dem gemeinen Volke, zu thun. Sie ist auch nicht sehr annehmlich, weil sie unsere Empfindlichkeit und unsern Ekel rege macht. Die Arzeneykunst hingegen verschafft einen Zutritt bey Reichen und Vornehmen, und giebt sich weniger mit ekelhaften Dingen ab. Diese Betrachtungen machten, daß man sich bloß auf den medicinischen Theil legte, und die Chirurgie fahren ließ. Das Beyspiel dazu gaben diejenigen, die in beyden Künsten die Berühmtesten waren.

Ob sie nun gleich die Ausübung der Chirurgie aufgaben, so behielten sie doch die Direction über dieselbe. Sie trugen die Verrichtung denen Barbierern auf, welchen sie auch den Ge-

brauch der äußerlichen Heilungsmittel erlaubten. Der Wundarzt war unter diesen Umständen bloß ein Handlanger. Er mußte sich durch andere Einsichten regieren lassen, und liehe nur sclavisch die Hand, wenn eine Operation nöthig war. Er verlor dabey allemal die Ehre der glücklichsten Curen und der vortrefflichsten Meisterstücke so vieler großen Männer.

Man sahe nicht sogleich den Schaden der Trennung beyder Künste ein. So lange noch diejenigen lebten, welche die Medicin mit der Chirurgie vereinigt getrieben hatten, fehlte es ihnen an Geschicklichkeit nicht, die Hand des Wundarztes zu regieren. Als man aber so glückliche Operationen nicht mehr vor Augen sahe, wodurch so vielen Menschen das Leben gerettet worden war, fieng man an einzusehen, wie schädlich eine solche Trennung sey. Der unwissende Wundarzt konnte nicht schlüßig werden, ob er schneiden solle oder nicht, und der Arzt, der ebenfalls in dieser Kunst nicht erfahren war, hatte nicht das Herz, es ihm zu befehlen. Das einzige Mittel, das man ergreifen konnte, und welches öfters von der Klugheit eingegeben zu seyn schien, war, daß man den Kranken sich selbst überließ. Tausend Unglückliche blieben folglich ohne Hülfe.

Die französischen Wundärzte kamen am ersten diesen Unbequemlichkeiten zuvor. Sie machten lange vor Franz des Ersten Regierung schon eine gelehrte Gesellschaft zusammen aus, die sich aber

um

um weiter nichts bekümmerte, als was zu ihrer Kunst gehörte. Ihr Stand und Einrichtung ward durch Gesetze bestimmt, deren Weisheit man nicht genug loben kann. Die Wissenschaften, anstatt ihren Mitgliedern verboten zu werden, wurden ihnen vielmehr empfohlen. Sie durften auch niemand, als sich selbst, um Rath fragen. Alle Wissenschaften, die in die Chirurgie einschlagen, wurden von ihnen getrieben; es trugen daher auch verschiedene von ihnen zu Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften, und zur Ehre des Monarchen, der dieselben liebte, ein vieles bey. Sie wurden in die Reihe der Gelehrten gesetzt, welche durch ihre Sprachengelehrsamkeit die Schätze der alten Griechen und Römer mit an den Tag bringen halfen.

Ob sie sich nun gleich zu höhern Dingen hätten empor schwingen, und alles treiben können, was mit ihrer Profeßion einiger Maaßen in Verbindung steht, so wurden sie doch genöthigt, in ihrer Sphäre zu bleiben. Sie machten von ihren Talenten weiter keinen Gebrauch, als zur Heilung äußerlicher Gebrechen und Krankheiten. Die innerlichen Curen giengen sie nichts an, und wurden den Naturkündigern oder Aerzten überlassen. Die Wissenschaft war mit der Kunst durch Bande verknüpft, welche man für unauflöslich hielt. Man hatte nicht zu besorgen, daß ein verständiger Chirurgus deßwegen Eingriffe in eine andere Profeßion thun werde, oder daß er sich durch Ehrgeiz und Eigennutz werde verblenden lassen, weil

seiner Eigenliebe vorhin schon genug geschmeichelt war. Es schien auch, als ob man schon im Voraus für alles gesorgt, und alle Gelegenheit zum Streit bey Seite geschafft hätte: aber die weisesten Gesetze sind öfters nicht im Stande, die Wirkungen der Leidenschaften zurück zu halten, und zu verhindern, daß sie nicht unter mancherley Gestalten zum Vorschein kommen.

Der Ruhm der Gelehrsamkeit, den man den Wundärzten geben mußte, und der ihnen die meiste Hochachtung hätte zuziehen sollen, war das, was ihnen am meisten Feinde machte. Zu viele Verdienste waren es vielleicht, was ihnen den Neid der Aerzte zuzog. Sie stellten ihnen nach; sie erregten Processe und die gewaltigsten Kriege. Da sie größere Hofmänner, in größerer Anzahl als die Wundärzte, geschickt, sich Freunde und Gönner zu erwerben, bey eingebildeten und vornehmen Kranken beliebt, in großen Häusern verehrt, als Orakel betrachtet, und am Hofe selbst in großem Ansehen waren, so glaubten sie, den günstigen Augenblick zu sehen, wo sie die Schule der Wundärzte demüthigen könnten.

Nichts bringt eine Gesellschaft eher in Verachtung, als wenn man sie ausdehnt, und einen jeden, so gemein er auch ist, ohne Schwierigkeit darinne aufnimmt. Diesem seinen Grundsatze zu Folge rief die medicinische Facultät die Barbierer herbey, trug ihnen anfänglich auf, den Wundärzten nur an die Hand zu gehen, und erlaub-

laubte ihnen hernach, selbst die wichtigsten Operationen allein zu verrichten. Endlich brachte sie es so weit, daß die Wundärzte und Barbierer eine Gesellschaft zusammen ausmachten. Die Chirurgie fiel, durch diese Gesellschaft, in Verachtung, und ward im J. 1660, durch einen förmlichen Arret, aller Ehren beraubt, die ihren Mitgliedern als Gelehrten zustanden. So glückte es den Aerzten in ihrer Rache.

Es ist wahr, daß die Wissenschaften unter der Gesellschaft der Wundärzte nie ganz fremde wurden; aber sie waren doch in weniger blühenden Umständen. Die große Anzahl derselben legte sich nicht mehr darauf. Es erhielten sich in diesem neuen Körper, in dieser Versammlung von geschickten Männern und plumpen Leuten, zwar noch die alten Einsichten, sie wurden aber nicht durch neue vermehrt. Die Meister in der Kunst verwahrten die Theorie derselben als ein geheiligtes Feuer, das alle Augenblicke zu verlöschen drohet, und brachten sie getreulich auf ihre Nachfolger. Sie empfanden den lebhaften und zärtlichen Trieb in sich, den ieder Körper gutartigen Seelen einflößt, zu welchem sie gehören. Sie waren nie vergnügter, als wenn sie bey einigen ihrer neuen Gesellschafter eine Art von Verdienst, eine Anlage zu den Wissenschaften, oder vorzügliche Talente entdeckten. Unvermerkt fieng nun der gemeinste Barbier, stolz auf seine Gesellschaft, an, sich mit einer eiteln Ehre zu schmeicheln. Er hielt sich für einen Nebenbuhler der Söhne des

Hippocrates, und wollte nicht zugeben, daß eine Schule vor der andern einen Vorzug haben sollte. Er zeigte den lebhaftesten Eifer für eine Sache, welche nun die seinige geworden war.

Man machte sich stets Hoffnung, daß sich die Chirurgie aus ihrer Niedrigkeit wieder erheben würde. Die Gelehrsamkeit, die sich noch unter einigen ihrer Mitglieder fand, war gleichsam die Prophezeyung davon. Die Vorsicht aber, die man brauchen mußte, wenn man diese Gelehrsamkeit fortpflanzen wollte, war in der That sehr beschwerlich. Da sie nicht das Recht hatten, öffentlich zu lehren, so thaten sie es heimlich. Da sie sich aber weder durch ihren Stand und Einrichtung, noch durch besondere Privilegia dabey schützen konnten, so war es nicht möglich, daß es damit lange hätte Bestand haben sollen. Ueber kurz oder lang mußte die Theorie von den Operationen der Kunst abgetrennt werden, und die Chirurgie sich ihrem Untergange nahe sehen. Es war ihr demnach ungemein daran gelegen, ihre Grundsätze schriftlich entwerfen und Vorlesungen darüber anstellen zu dürfen. Sie konnte gegenwärtig ihre Grundsätze und Erfahrungen ihren Schülern nicht anders, als durch den Weg der Tradition, mittheilen; ein sehr enger Weg, den ihr aber die Aerzte ebenfalls gern abgeschnitten hätten. Sie suchten alles hervor, um die Chirurgie in der Dunkelheit zu erhalten, und zu verhindern, daß ihre Schule nicht empor käme, nicht mit der Zeit den Glanz der Wissenschaft der ihrigen

rigen streitig machte, und eine fürchterliche Feindinn derselben würde.

Die armen Wundärzte hatten tausend Hindernisse zu übersteigen, da sie so in der Unterdrückung seufzeten. Das Publicum selbst hatte kein günstiges Vorurtheil von ihnen. Es glaubte, daß bey ihrer Profeßion gar nichts von Wissenschaften zu finden sey, und daß ihre ganze Kunst in einer geschickten Hand bestehe. Wenn demnach dieser Kunst ihre natürliche Unabhängigkeit, und der Glanz, dessen sie fähig ist, wieder gegeben werden sollte; wenn sie der Arzeneykunst das Gleichgewicht halten sollte: so mußte sie durch einen obrigkeitlichen Befehl wieder in ihre vorigen Umstände versetzt werden. Man schmeichelte sich, diesen Befehl zu erhalten, als im J. 1724 fünf königliche Wundärzte bestellt wurden, welche die Grundsätze und Handgriffe ihrer Kunst öffentlich lehren sollten. Besonders hatte man im J. 1731 Hoffnung, als die königliche Academie der **Wundärzte** zu St. Côme errichtet ward. Endlich war der Druck des ersten Bandes der **Memoiren** dieser Gesellschaft der günstige Zeitpunct, wo es dem Könige gefiel, einen Ausspruch zu thun. Die Ausdrücke, in denen dieses Gesetz abgefaßt ist, sind für die Chirurgie sehr rühmlich. Sie konnte keinen schönern Triumph, und die Aerzte keine empfindlichere Kränkung erfahren, da zumal alles Klagen und Schreyen diesen letztern nichts half.

Das Edict erkennt gleich im Anfange die Chirurgie für eine gelehrte Kunst, für eine wahre Wissenschaft, welche nicht weniger als alle andern Hochachtung verdient. Es rühmt die Werke ihrer Academie, die großen und weitläuftigen Einsichten derselben, die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen, die Achtung, welche ihr die vorigen Könige erwiesen, als welche auf die Erhaltung des menschlichen Lebens sehr aufmerksam gewesen. „Da die Wundärzte, heißt es weiter, durch Pa„tentbriefe vom Monat März 1656, die vom „Parlemente enregistrirt sind, die Erlaubniß ge„habt, eine ganze Gesellschaft ungelehrter Sub„jecte, die weiter nichts als das Bartscheeren und „einige leichte Verbände verstanden, unter sich „aufzunehmen, so gerieth die Schule der Chirur„gie, durch diese Vermischung mit einer gerin„gern Profeßion, bald in Verachtung; so, daß „die Wissenschaften bey ihnen nach der Zeit weit „seltener waren, als zuvor. Die Erfahrung aber „hat gezeigt, wie sehr es zu wünschen wäre, daß „in einer so berühmten Schule, als die der Wund„ärzte zu St. Côme, man keine andern Subjecte „aufnehme, als welche die Grundsätze einer Kunst „gründlich studirt, deren wahrer Gegenstand ist, „in der Praxi, durch Hülfe der Theorie, die si„chersten Regeln zu suchen, welche Bemerkungen „und Erfahrungen an die Hand geben. Und „da wenig Köpfe von Natur so glücklich sind, „auf einem so beschwerlichen Wege weit zu kom„men, wenn ihnen nicht die Werke großer Mei-

„ster

„ster in der Kunst ein Licht anzünden, welche meh„rentheils in lateinischer Sprache geschrieben sind, „und wenn sie nicht durch hinlängliche Kenntniß „der Philosophie in den Stand gesetzt werden, „nachzudenken und richtige Urtheile zu fällen: „So haben wir die Vorstellungen der Wundärz„te unserer Stadt Paris in Gnaden vermerkt, „und daraus ersehen, wie nöthig es sey, daß alle „diejenigen, welche die Chirurgie in besagter un„serer Stadt treiben wollen, zuvor die Würde „eines Maitre-es-arts erlangen sollen, damit, wenn „sie dadurch ihre Kunst nur möglichst in Vollkom„menheit bringen, sie auch durch ihre Wissen„schaft und Praxis verdienen, Muster und Füh„rer derjenigen zu seyn, welche, bey geringerer „Fähigkeit, eben diese Profession in den Pro„vinzen und an den Orten treiben wollen, „wo man nicht leicht ein solches Gesetz ein„führen könnte.„

Alle diese Gründe für die Einführung der Wissenschaften in die Gesellschaft der Wundärzte überzeugten die Aerzte nicht. Sie glaubten, ihre Klagen und Murren nicht besser zu rechtfertigen, als wenn sie sich unter der Gestalt guter Bürger zeigten; sie stellten das neue Edict als dem Staate sehr nachtheilig, und als eine dem gemeinen Besten und dem Wachsthume der Chirurgie selbst sehr schädliche Neuerung vor, und machten dieser die Vorzüge streitig, welche sie sich zueignen wollte. Die Wundärzte ließen sich durch diese Anfälle, die sie gar wohl vermuthet hat-

hatten, nicht niederschlagen. Sie beantworteten alles, oder glaubten es so zu beantworten, daß man nichts mehr dagegen einwenden könnte. Die Regierung schien ihnen nie weiser gehandelt zu haben, als da sie ihren Schimpf von ihnen nahm; da sie die Vereinigung mit den Barbierern aufschob, und eine Schule in ihre alten Rechte und Privilegien wieder einsetzte, deren Verfall das Volk auf dem Lande, in den Städten und besonders unter den Armeen unglücklich machte. Ihre den Aerzten nachtheilige Foderungen veranlaßten mancherley und verschiedene hitzige Streitigkeiten. Von Privatzänkereyen kam es endlich zu Processen. Es kamen von beyden Seiten Klagschriften und Läuterungen zum Vorschein, worinne ein jeder seine Kunst vergötterte, und nicht sowohl seine Sache auf gute Gründe, als vielmehr auf beleidigende Persönlichkeiten bauete. Anzüglichkeiten und Spöttereyen sind in diesen Schriften unter einander gemengt.

Wenn man die Aerzte hört, so haben sie allein Recht. Die Welt kann ohne sie nicht bestehen. Gott hat sie den Menschen aus Gnaden gegeben. Sie sind die Wächter des menschlichen Geschlechts. Ihre Kunst ist das durch den Prometheus aus dem Himmel gestohlne Feuer. Sie wissen alles; sie kennen alle Krankheiten und die verschiedenen Zufälle derselben vollkommen. Sie haben so sichere Grundsätze und Axiomata, als die Geometrie. In der Chir-

urgie hingegen ist nichts, als grobe Unwissenheit, die stets über die Wahl und Wirkung der Hülfsmittel zweifelhaft ist, und bey den leichtesten Operationen nicht einmal die gewöhnlichsten Zufälle voraus siehet. Diese Schule verdiente besser den Titel: Academie der Eselstreiber zu St. Cosmus. Die Mitglieder, aus denen sie besteht, müssen es sich für eine zu große Ehre schätzen, wenn sie Diener der Aerzte, wo nicht gar Sclaven derselben sind. Man hat sie zu allen Zeiten Scharfrichter genannt. Sie sind Straßenräuber, welche „alle Künste, die „Physic, die Chymie und die ganze Medicin „plündern . . . . Sie thun außerordentlich stolz „darauf, daß sie Chymisten, Apotheker, Brann„teweinbrenner und Specereyverständige unter „sich haben; daß sie Pflaster und Salben ma„chen können; der Himmel aber weis, wie. Da „sie ferner mit allerley Mineralien und Metallen „umzugehen wissen wollen, so wagen sie es, so„gar den Mercurius zu präpariren. Sie maßen „sich das Recht an, venerische Krankheiten zu „heilen. Wenn die Inoculation Mode werden „sollte, so werden sie auch noch darinne ihr Ta„lent zeigen wollen. Unglücklich ist der, der ih„nen in die Hände fällt. Sie peinigen einen „zur Verzweiflung gebrachten Kranken mit al„lerhand Versuchen, die sie mit ihm anstellen. „Sein Schreyen und seine Schmerzen bewegen „sie öfters nicht, ihm die nothwendigsten Linde„rungsmittel zu verordnen.„

Könn-

Könnte man nicht die meisten dieser Vorwürfe ebenfalls den Aerzten machen? Wir wollen aber dafür die sonderbaren Lobsprüche anführen, die ihnen der Doctor Andry, Regent der medicinischen Facultät zu Paris, und Verfasser verschiedener Lebensbeschreibungen der Gelehrten, in einem seiner Werke macht: „Die Aerzte, sagt er, ha„ben viel Religion; sie haben Heilige unter sich „gehabt. Es haben viele von ihnen andächtige „Bücher, sogar theologische Lehrbücher mit Streit„schriften verfertigt. Die Wundärzte haben „noch keinen Heiligen unter sich gehabt. Der „heil. Cosmus und der heil. Damianus sind kei„ne Wundärzte gewesen, und diese haben gar „kein gegründetes Recht gehabt, sie zu ihren Pa„tronen zu erwählen. Man kann endlich auch „kein einziges andächtiges Buch anführen, wel„ches ein Wundarzt geschrieben hätte.„ Man sollte diesen Lobspruch kaum erwarten, besonders wenn man die Geschichte der Gelehrten schon gelesen hat, die des Atheismus beschuldigt werden, unter welchen die Aerzte nicht die kleinste Rolle spielen.

Die Wundärzte gaben sich gar nicht Mühe, sich mit einer exemplarischen Andacht zu vertheidigen, oder eine Reihe Heiliger, die den Calender füllen, für sich anzuführen. Sie lehnten bloß den Vorwurf der Unwissenheit von sich ab; rühmten sich, daß sie bald die größten Lichter verdunkeln und die Welt erleuchten wollten, da sie sich nothwendig auf die Wissenschaften legen müßten,

ten, und da ihre neue Einrichtung ihnen einen neuen Eifer einflößete. Sie führten Edicte an, die der medicinischen Facultät eben nicht allzuvortheilhaft waren, unter andern eins von Heinrich II, welches befiehlt, daß, wenn von den Erben eines Verstorbenen Klage wider die Aerzte geführt würde, man darüber eben die Untersuchung anstellen sollte, als über andere Mordthaten, und die bey dem Kranken gebrauchten Aerzte gehalten seyn sollten, die Excrementa des Kranken zu kosten, und alle andern Untersuchungen anstellen zu lassen; außerdem sie als die Ursache seines Todes angesehen werden sollten. In dem Eingange dieser Verordnung, welche die Facultät zu Paris zu registriren sich wohl gehütet hat, wird befohlen, daß die Aerzte eine wasserblaue Farbe tragen sollen, welches eine unglückliche Farbe ist, weil sie mehr Leute ums Leben bringen, als beym Leben erhalten. Die Wundärzte antworteten auf den lächerlichen Einfall, daß sie nur Knechte der Aerzte seyn sollten, mit dieser sehr natürlichen Anmerkung: Die Sclaven würden alsdann wieder ihre Sclaven haben. Denn man weiß, daß bey den Römern die meisten Aerzte Sclaven oder Freygelassene waren. Die Wundärzte behaupteten ferner, daß die Heilung der venerischen Krankheiten, so wie auch die Inoculation der Blattern ihre Sache sey. Sie setzten hinzu, daß diese Inoculirung in Frankreich schon allgemein seyn würde,

wenn verschiedene Mitglieder der medicinischen Facultät, ob sie gleich dieselbe zu billigen schienen, sich derselben nicht wirklich widersetzten, indem sie sonst die Cur einer fast allgemeinen und einträglichen Krankheit verlieren würden, wiewohl sie ein Verbot, welches bloß die Wirkung ihres Neides wäre, auf die Rechnung der Priester schöben. Die Wundärzte verwiesen außerdem ihre Gegner zum Moliere, um von ihm Bescheidenheit zu lernen. Sie sagten, daß dieser Comödienschreiber seine Charactere nicht übertrieben habe, und daß die Aerzte noch heut zu Tage so wären, wie er sie vorgestellt hat. Es herrschte bey ihrer Aufnahme noch eben die Pedanterey und Prahlerey mit der Doctorwürde. In ihren Berathschlagungen noch eben das Gewäsche, eben die widersprechenden Meynungen, eben die Zänkereyen und Schimpfreden, eben die Methode in Verordnung der Medicamenten, eben der Eigensinn in Beobachtung der Regeln und Formen, sie mögen gut oder schlecht seyn. In ihren Besuchen noch eben der Eigennutz, eben die Bemühung, die Krankheit zu verlängern, um sich desto mehr Besuche bezahlen zu lassen, eben die Klugheit, reiche und vornehme Personen andern Kranken, die weder reich noch vornehm sind, vorzuziehen.

Mit den comischen Gemälden des Moliere, verband man die Gedanken des Samuel Sorbiere, welcher folgender Gestalt von den Aerzten redet: „Sie sind, in Ansehung der physicalischen

„Ein-

„Einsichten, den Blinden im Hospitale zu Paris „gleich; und das ganze übrige Volk gleicht den „Blinden aus den Provinzen, welche sich zu Pa„ris nirgends hin zu finden wissen. Jene helfen „sich durch Tappen und Greifen durch die Gas„sen, und finden durch eine lange Gewohnheit „die Kirchen, in welche sie gehen wollten, ohne „sie zu sehen, oder zu wissen, wie sie gebauet sind: „Den Aerzten geht es mit dem menschlichen Kör„per eben so; sie wissen eins und das andere von „demselben durch eine gewisse Uebung, welche sie „glücklich dahin führt, wohin sie wollen, und öf„ters an Orte, die sie gar nicht kennen.„ Er setzt weiter hinzu, daß ein ieder Arzt sich für ein sehr wichtiges Geschöpf halte, und daß er seine Methode und Curen sehr heraus streiche, daß man aber seine Art zu curiren überhaupt so defendiren könne: „Unverschämtheit, thörichte Ur„sachen einer Krankheit so herzusagen, als ob es „wahre wären; Verwägenheit, unsichere Mittel „zu verordnen, als ob sie unfehlbar wären; „Eitelkeit, sich ieden glücklichen Zufall zuzuschrei„ben, und Geschicklichkeit, sich wegen des schlim„men Ausgangs oder der falschen Vorherverkün„digungen zu entschuldigen.„ Er begreift nicht, wie ein rechtschaffener Mann sich auf die Arzeneykunst legen könne, und sagt, daß nur die Begierde, sein Glück zu machen, oder die äußerste Noth, diese Charlatanerie erträglich machen könne, und daß es eben so lächerlich sey, damit fortzufahren, wenn man zu leben hat, als einen

reich gewordenen Bettler noch mit dem Sacke vor den Thüren herum gehen zu sehen. Man führte auch noch den la Bruyere an, welcher einen Arzt als einen Menschen beschreibt, der bezahlt wird, um in dem Zimmer vor dem Bette eines Kranken ein abgeschmacktes Geschwätz zu halten, bis ihn die Natur gesund gemacht, oder die Arzeneyen ums Leben gebracht haben.

Kurz, man nahm alles Lächerliche und Fehlerhafte unserer methodischen, galenischen, chymischen, spagyrischen, empyrischen, clynischen, astrologischen, botanischen und anatomischen Aesculapen zusammen. An einigen tadelte man Eitelkeit und Stolz; an andern eine eitele Prahlerey mit griechischer und lateinischer Gelehrsamkeit; an diesen ihren heimlichen Ehrgeiz, ihr kriechendes Wesen und ihre Kunstgriffe, um an den Hof gezogen zu werden, oder einträgliche Anwartschaften zu erhalten; ihre Kunst, allerhand Geberden anzunehmen, ernsthaft zu sehen, um ihren Worten mehr Glaubwürdigkeit zu geben, und desto mehr Beyfall zu erhalten, um sich berühmt zu machen, ohne wirkliche Verdienste zu besitzen; an jenen ihre Zerstreuung und Kindereyen, ihre Stutzern ähnliche Aufführung, ihre beständige Wiederholung der Worte: **Meine Leute, meine Pferde, meine Carosse;** an einigen die schmeichelhaften Minen, den süssen Ton, der sie so leicht zu Herrn in den Häusern machte, wo sie ein und ausgiengen; an andern das harte und eigensinnige Wesen, wel-

ches

ches von einer deutlichen Verachtung des Lebens bey seines Gleichen, und von der Gleichgültigkeit zeugt, mit welcher sie die Grabschrift des ganzen menschlichen Geschlechts machen würden; bey einigen ihre strafbaren Kunstgriffe, ihre unnützen und oft schädlichen Verordnungen, ihr Verständniß mit den Apothekern und Materialisten, mit denen sie den Profit der übertriebenen Arzeneyzettel theilen; kurz, an vielen jene neidische und verläumderische Gemüthsart, die ihnen alle Verdienste einer Nation, einer Provinz oder einer Facultät verhaßt macht, und sie zu Ausbrüchen verleitet, deren Schande auf ihre Mitbrüder zurück fällt, und die ganze Medicin in Verachtung bringt. Wir wollen uns aber dabey nicht länger aufhalten.

Die auf beyden Seiten zum Vorschein gekommenen Schriften zeigten, zu welchen Ausschweifungen sich das menschliche Herz verleiten läßt, wenn es nur dem Hasse Gehör giebt. Den Wundärzten warf man vor, daß sie unsere besten Schriftsteller gedungen hätten. Man hörte überall von nichts, als von diesen Zänkereyen, reden. Boshafte Leute hätten gern gesehen, wenn die Aerzte und Wundärzte einander bey den Köpfen genommen hätten, und die Seelen so vieler von ihnen aufgeopferten Menschen durch ihr Blut, und die gänzliche Vertilgung beyder Gesellschaften wären gerochen worden. Das ist die Sprache, die man wider die Aerzte führt, wenn man gesund ist, und wider die Juristen,

wenn man keinen Proceß zu führen hat. Man verändert aber die Sprache gar sehr, wenn man seine Zuflucht zu den einen oder den andern nehmen muß.

Die Wundärzte mochten indeß ihre Gründe und Rechte vorstellen, wie sie wollten, so hatten sie doch beständig ein gewisses Vorurtheil wider sich. Das Publicum, das sie immer in einer kleinen Gestalt gesehen hatte, konnte sich nicht gewöhnen, sie den Aerzten gleich zu achten.

Die Universität hielt gleichfalls ihre Ehre für verletzt, und das königliche Edict für einen Eingriff in ihre Privilegien. Durch die Aerzte verhetzt, erhob sie sich wider die Gegner derselben, und drang auf ihr ausschließendes Recht, allein die Wissenschaften zu lehren.

Die Wundärzte machten ihr dieses Recht nicht streitig, sondern behaupteten, daß sie zu allen Zeiten ein Theil der Universität gewesen wären, und da sie sich künftig zu Meistern der freyen Künste müßten aufnehmen lassen, so müßten sie auch als alte Mitglieder angesehen werden, denen man das Recht zu lesen und öffentlich zu lehren nicht streitig machen könnte. Sie setzten hinzu, daß, wenn auch die Universität das Collegium oder die Facultät der Wundärzte nicht zu ihrer Gesellschaft rechnen wollte, sie ihnen doch das Recht zu lehren nicht verbieten könnte, weil sie allein im Stande wären, in ihrer Kunst Unterricht zu geben. Sie setzten endlich ihrem vorgeb-

geblichen ausschließenden Rechte, zu lehren, entgegen, daß auch andern Collegien, außer der Universität, erlaubt worden wäre, selbst diejenigen Wissenschaften zu lehren, die von der Universität selbst gelehrt werden.

Um diesen gegenseitigen Forderungen eine Genüge zu leisten, und allen darüber entstandenen Streitigkeiten ein Ende zu machen, mußte der Staatsrath den 4 Julius 1750 eine Verordnung ergehen lassen. „Der König, welcher alle Streitigkeiten zwischen zwo Professionen, welche so viel Aehnlichkeit mit einander haben, aufheben, und ein gutes Vernehmen zwischen ihnen herstellen will, als welches zu ihrer Ehre und Vollkommenheit nicht weniger nothwendig ist, als zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Unterthanen Sr. Majestät, hat beschlossen, seine Willensmeynung darüber zu erklären. Der König befiehlt durch Gegenwärtiges, 1. einen vollständigen Cursum über alle wissenschaftlichen Theile der Chirurgie zu lesen, welcher drey Jahr nach einander dauren soll. 2. Daß, um diesen Cursum den Lernenden um so viel nützlicher zu machen, und sie in den Stand zu setzen, die Ausübung mit der Theorie zu verbinden, in dem Collegio zu St. Cosmus zu Paris, sogleich eine Schule der Anatomie und chirurgischen Operationen angelegt werden soll, wo man nicht allein den Lernenden alles und iedes zeigen, sondern sie auch selbst zu Sectionen und Operationen Hand anlegen las-

„sen soll. 3. Seine Majestät befehlen, daß „die Studenten zu Anfange ieden Jahrs, so lan„ge ihr Cursus dauert, sich ein schriftliches Zeug„niß geben lassen, und zur Magisterwürde nicht „anders zugelassen werden sollen, als nachdem sie „hinlängliche Zeugnisse von der Zeit ihres Stu„direns vorgezeigt haben. Die ganze medicini„sche Facultät soll durch die graduirten Studen„ten zur öffentlichen Disputation eingeladen wer„den, die sie, um in die chirurgische Gesellschaft „aufgenommen zu werden, halten müssen. Der „Respondent giebt dem vorsitzenden Facultisten „den Titel: Dechant der allerheilsamsten „Facultät, a) und einem ieden der beyden bey„sitzenden Doctoren den Titel: Allerweisester „Doctor b), wie dieses in den Schulen der Uni„versität gebräuchlich ist. Diese drey Doctoren „haben nur die erste Stunde mit dem Candida„ten zu disputiren; die drey andern Stunden, „als so lange die Disputation dauert, werden den „Meistern in der Chirurgie eingeräumt, als wel„che sich auch allein über die Aufnahme des Can„didaten berathschlagen sollen.„

Se. Majestät bestimmen annoch durch dieses Edict die Rechte und Freyheiten, deren die Meister in der Chirurgie genießen sollen. Sie räumen ihnen eben die Vorzüge und Privilegien ein,

a) Decanus saluberrimae facultatis.
b) Sapientissimus Doctor.

ein, die mit den freyen Künsten verbunden sind, und deren namhafte Bürger zu Paris genießen. Unterdessen wollen sie nicht, daß man aus dem Titel Schule und Collegium zu weite Folgerungen ziehe, und daß unter diesem Vorwande die Wundärzte sich die Rechte der Mitglieder und Lehrer der Universität zu Paris anmaßen sollen. Das Collegium der Chirurgie muß demnach so angesehen werden, als das königliche Collegium und das Collegium Ludwigs des Großen.

Die alten Wundärzte suchten zwar beständig eine fünfte Facultät, die den vier andern Facultäten der Universität gleich seyn sollte, auszumachen. Sie wendeten sich zu dem Ende, im J. 1579 an den Pabst, und erhielten von ihm sogar eine Bulle, welche aber einen Proceß veranlaßte, der niemals ist entschieden worden. Die heutigen Wundärzte haben sich diesen Stolz nicht in den Sinn kommen lassen. Sie suchten weiter nichts, als der Universität einverleibt zu werden. Dieses Ansuchen ist auch wirklich lobenswürdig. Es ist billig, daß sie der Universität, als der gemeinschaftlichen Mutter der Künste, wenigstens als Meister in den Künsten, anzugehören suchten, wenn sie auch Ursachen hatte, sie nicht als eine Facultät anzunehmen. So schmeichelhaft dieser letztere Titel auch ist, so glaubten sie doch schadlos gehalten zu seyn, da ihnen der Titel eines königlichen Collegii zugestanden ward. Der erste Wundarzt des Königs, la Martiniere, drückt sich folgender Gestalt in einem Memorial

an den König aus: „Die Ehre, von Eu. „Majestät unmittelbar abzuhängen, ist hin„reichend, uns wegen aller andern Vorzüge „schadlos zu halten.„

Die Encyclopädisten
und
Anti-Encyclopädisten.

Die Encyclopädisten machen eine Gesellschaft gelehrter Leute zusammen aus, und haben verschiedene andere ansehnliche Gesellschaften zu Widersachern. Obrigkeiten, Theologen, Mönche, protestantische Geistlichen, und viel andere Schriftsteller haben, theils durch Privathaß, theils durch einen wahren Eifer geleitet, alle Mühe angewandt die Fortsetzung eines Werks zu hindern, welches als das weitläuftigste, das schwerste und nützlichste, das ie unternommen worden ist, angekündigt ward. Es sollte der Nation und dem menschlichen Verstande Ehre machen, und nie hat ein gelehrtes Unternehmen mehr Aergerniß angerichtet. Man glaubte alle Grundsätze umgestoßen, alle göttliche und menschliche Gesetze vernichtet zu sehen, so blendend auch der Plan war, alle Künste und Wissenschaften in ein Buch zusammen zu fassen und auf die Nachwelt zu bringen. Man suchte sogar einige geheime Absichten dahinter. Tau-

send Stimmen erhoben sich, um das ganze Werk rückgängig zu machen. Anfänglich bediente man sich geheimer Kunstgriffe; hernach fieng man an, es zu critisiren, lächerlich zu machen und darüber zu spotten; endlich fand man die allerabscheulichsten Lehren und Meynungen darinne. Man brachte es so weit, daß man den vorgeblichen Grund, auf welchen alle menschliche Kenntnisse gebaut werden sollten, umwarf.

Ein Journalist zu Trevoux gab ihm die ersten Stöße. Dieser Schriftsteller, der einer der besten von der Gesellschaft war, der Nachfolger der P. P. Longueval, Fontenev und Brümoi in der Geschichte der gallicanischen Kirche, machte augenblicklich alles rege. Er hatte schon eine übele Meynung von der Encyclopädie, ehe sie noch heraus kam, und die bloßen Namen ihrer Verfasser machten, daß er sie verwarf. Diese sahen seine offenbare Parteylichkeit darinne, daß, da er im J. 1745 den bloßen Plan einer Encyclopädie zu Chambers sehr gebilligt hatte, er diese neue Encyclopädie im Monat December 1750 ankündigte, ohne so viel Lobsprüche von ihr zu machen. Die Verfasser dieser letztern schmeichelten sich indeß, daß sie die Feder eben so gut würden zu führen wissen, als ein Engländer und ein Deutscher, die mit einander in Gesellschaft getreten, um Chambers in unsere Sprache zu übersetzen; sie verschmerzten aber diese Beleidigung und warteten, was der Journalist für ein Urtheil vom Prospectus

fäl-

fällen würde, welcher bald zum Vorschein kommen sollte.

Dieser Prospectus, den der Hr. Diderot verfertigt hatte, machte ihm viel Ehre. Man giebt vor, daß dieser Schriftsteller, der nicht weniger in der Philosophie, als in den schönen Wissenschaften geübt ist, in seinem **Versuch über das Verdienst und die Tugend**, in seinem **Briefe über die Tauben und Stummen**, in seiner **Erklärung der Natur**, in seinen moralischen Comödien nichts als ein Abschreiber sey. Aber verschönert er niemals die Originale, die er, wie man sagt, abschreiben soll? Fehlt es in seinen Schriften an Stärke und Gründlichkeit? Und wirft er nicht öfters leuchtende Stralen mitten durch die Finsterniß, in die er sich öfters verhüllt? Sein Prospectus that die kräftigste Wirkung; er ist gleichsam die Vorderseite eines weitläuftigen und prächtigen Gebäudes.

Nichts hat mehr Lärmen gemacht, als der Stammbaum des Kanzlers Baco, der zu London im J. 1560 geboren war, und noch heut zu Tage als ein großer schöpferischer Geist in ganz Europa so sehr verehrt wird, als unter seinen Landesleuten. Er ist der Vater der Experimentalphysic, der erste, der es wagte, das Licht der Wahrheit, das er sahe, den Menschen zu zeigen; er spottete mit Recht über die geheiligten Absürditäten der Schulphilosophie, studirte die Natur und untersuchte ihre Ursachen und Wirkungen. Die physicalischen Experimente, die man seit

der

der Zeit gemacht hat, sind fast alle in seinem Novo scientiarum organo angegeben. Außerdem war er auch ein sehr zierlicher Schriftsteller, Geschichtschreiber und schöner Geist. Seine Werke sind eine Quelle, aus welcher alle geschöpft haben, einige auf eine sehr ungeschickte Weise, andere aber als Leute von Genie, die ihren Materien eine gute Gestalt zu geben wußten. Die Plünderung des Baco entgieng den Augen des Journalisten nicht. Er zeigte sogleich den Boden an, aus welchem man den Baum der menschlichen Kenntnisse verpflanzt hatte. Dieser Boden war das Buch de dignitate et augmentis scientiarum. Der Jesuit zeigte einige Monate hintereinander den Encyclopädisten, daß sie sich mit Federn schmückten, die ihnen nicht zugehörten. Den Plan und das ganze System ihres Wörterbuchs eignete er dem berühmten Engländer zu. Er stellte beyde Bäume gegen einander, und ihre Aehnlichkeit fiel in die Augen. Der eine so, wie der andere, sind in drey Aeste getheilt, die sich auf die drey Kräfte der Seele, das Gedächtniß, die Einbildungskraft und die Urtheilskraft beziehen; diese drey Aeste sind wieder in kleinere und diese in unendliche Zweige abgetheilt.

Man wird bemerken, daß Baco, ob er gleich ein Protestant war, dennoch mit ziemlicher Achtung von den Päbsten und Catholicken spricht. Er hatte sogar behauptet, daß in Erziehung der Jugend keine Schule besser sey, als die Schule

der

der Jesuiten. Indem er sie einst vor dem Könige Jacob I lobte, bediente er sich der Worte, welche Agesilaus zum Pharnabazes sprach: Da ich dich so befinde, wünschte ich, daß du zu uns gehörtest. a) Der Jesuit ermangelte nicht, diesen für seine Gesellschaft so schmeichelhaften Zug beyzubringen. Eine solche Aufmerksamkeit konnte eigentlich niemanden beleidigen: aber der Lobspruch stand unglücklicher Weise der heftigen Critic und den ironischen Ausdrücken, am Ende der Vergleichung beyder berühmten Bäume, an der Seite. „Man verspricht uns zehn „Bände in Folio, und wir würden uns nicht zu „beschweren haben, wenn deren auch dreyßig „würden. Man sagt dem Publico, daß man zu „dieser Arbeit vier und zwanzig Gelehrte ausge„sucht habe, und es wäre nicht zu viel, wenn es „hundert wären. Man kann nicht zweifeln, daß „man schon viele Jahre an diesem Werke arbei„te, und wir würden uns nicht wundern, wenn „es schon funfzig Jahre wären. Man verlangt „auf Subscription zweyhundert und achtzig fran„zösische Pfund, und wird außer der Subscription „das Werk nicht unter dreyhundert zwey und „siebzig Pfund geben können: der erste Preis „scheint uns mäßig, und der letzte nicht übertrie„ben zu seyn.„ Die Encyclopädisten wurden darüber sehr aufgebracht.

Der

a) Talis cum sis, utinam noster esses!

Der Verfasser des Prospectus gab sogleich, um sich und seine Gesellschafter zu rächen, ein Schreiben an den Journalisten heraus, mit der Ueberschrift: Paete non dolet. Er beschwerte sich darinne, daß man eine Gesellschaft von Gelehrten für Ausschreiber ausgäbe, die gleich bey der Ankündigung ihres Werks die Quelle angezeigt, aus welcher sie schöpften, und dem Kanzler Baco alle Ehre erwiesen, indem sie bekannt hätten, daß sie es ihm hauptsächlich zu danken haben würden, wenn sie in ihrem Unternehmen glücklich wären. Er behauptete aber auch dabey, daß die Gesellschaft, ob sie sich gleich die Idee vom genealogischen Stammbaume zu eigen gemacht, dennoch nicht alles dem Baco zu danken habe. Er gab vor, der philosophische Ast sey ganz von ihrer Erfindung. Er ließ ferner einige Spöttereyen über die Lobsprüche laufen, die Baco den Jesuiten giebt, über die **Vortrefflichkeit** des **Journals zu Trevoux**, über die Wichtigkeit des Lobes oder des Tadels, wenn beydes zur Unzeit angebracht wird. „Ja, „sagte er dem P. Berthier, funfzig Gelehrte „wären zur Ausarbeitung einer Encyclopädie „nicht zuviel gewesen, wenn Sie mit darunter gewesen wären.„

Der Journalist antwortete auf diesen Brief nicht anders, als daß er ihn in einem seiner Stücke mit Anmerkungen am Rande begleitet drucken ließ. **Warum**, sagte er, soll ich es machen wie der ehrliche **Pätus**, und mir aus Gefäl-

fälligkeit gegen einen, der sich ohne Ursache verwundet, den Dolch ins Herz stossen? Er redete hierauf viel von dem Aufsehen, welches das Journal von Trevoux in der Welt macht; von dem Nutzen, den es stiftet, ob es gleich nur ein kleines Bändchen ist, das aber seit länger als funfzig Jahren gewohnt ist, allenthalben hin zu gehen; von der Nothwendigkeit, Schriftsteller zu schonen, welche berechtigt sind, Rache mit Rache zu vergelten, und diejenigen zu erheben, die sie erhoben haben. Er versprach, den Herrn Diderot nicht mehr zu erwähnen, sondern nur bescheidene Schriftsteller anzuführen. Er stritt endlich alles den Encyclopädisten ab, auch sogar ihren philosophischen Ast.

Der Auftritt veränderte sich, als im Monat October 1750 der erste Band ihres Wörterbuchs zum Vorschein kam. Die Reihe kam nun an den Verfasser der Zueignungsschrift an den Herrn d'Argenson, und der Vorrede. Nachdem der Journalist die dem Mäcen gegebenen Lobsprüche bestätigt hatte, ließ er sich auf eine Beleuchtung der Vorrede und ihrer zween Theile, aus denen sie besteht, ein. Der erste Theil handelt von der gegenseitigen Unterstützung, welche die Künste und Wissenschaften einander leisten, und eine Art von Kette zusammen ausmachen. Im zweyten beschreibt man die neue und philosophische Art, mit welcher die Encyclopädisten von allen Wissenschaften, Künsten und Handwer-

werken handeln. Erhabene und nützliche Einsichten, Kühnheit im Vortrage, die richtigste Dialectic, verschiedene ins Auge fallende Gemälde, eine starke und nachdrückliche Schreibart, eine männliche Philosophie, eine große Liebe zu den Wissenschaften und der Verbesserung des menschlichen Verstandes, sind der Character dieser Vorrede, welcher der Verfasser seinen großen Ruhm zum Theil zu danken hat. Der Journalist schien die Augen vor den vorzüglichsten Schönheiten dieses Werks zuzuschließen. Wenn er auch einige Stücke für meisterhaft ausgab, so geschahe es bloß, um sich das desto schärfer zu tadeln zu erwerben. Man glaubte in dem Auszuge, den er davon machte, die Ursache seiner Erbitterung zu entdecken; man wollte sie einer Furcht, das Dictionaire von Trevoux in Verachtung gerathen zu sehen, und der Unruhe, welche die den Encyclopädisten ertheilten Lobsprüche verursachten, zuschreiben. Der Herr d'Alembert würde alles nicht geachtet haben: aber der Verdacht, in den man ihn, in Ansehung der wichtigsten Materien, bringen wollte, entzündete ein Feuer in seiner Brust, welches nach der Zeit ausbrach.

Neue Klagen entstehen, neue Gelegenheit zum Tadel zeigt sich, wenn der Journalist erst zur Untersuchung der Artickel der Encyclopädie kömmt. Er sieht nichts, als Plünderungen, als in Contribution gesetzte Dictionaire, als ganze Seiten, die da und dort ausgeschrieben, verstümmelt,

oder nachgeahmt sind. Die Artickel Agir und Amitié eignet er seinem Mitbruder dem P. Büffier wieder zu, die zugleich als ein Beweis der großen und tiefen Einsicht des Abts Yvon in die Metaphysic angeführt werden. Er legt Originale vor, die man verunstaltet hat, und eine Menge solcher Entwendungen, als man neulich im Artickel Gravure gezeigt hat, werden an den Tag gelegt. Füretiere hatte sich beschwert, daß das Dictionaire von Trevoux zum Theil von dem seinigen und des Basnage abgeschrieben wäre: hier aber wird den Verfassern der Encyclopädie vorgeworfen, daß sie es noch weit ärger gemacht haben. Man sagt ihnen nach, daß sie eine beständige gelehrte Räuberey trieben, so daß, wenn man einem ieden das Seinige wieder zustellte, ihnen nichts weiter übrig bliebe, als einige verwägene, aufrührische, und der Religion und dem Staate gleich nachtheilige Sätze.

Die Beschuldigungen starker Geister und schlechter Bürger, die gewöhnliche Sprache neidischer und boshafter Herzen, die aber überall ausgebreitet, von der Unwissenheit vergrößert, durch unglückliche Umstände, und besonders durch das Lärmen eines Satzes glaublich gemacht wird, den der Abt de Prades, den man für das Echo der andern, und für den ungerathnen Sohn der Gesellschaft hielt, auf dem theologischen Catheder vertheidigte, diese Beschuldigungen, sage ich, machten sogar bey Großen und Mächtigen Eindruck.

druck. Die Regierung ward darüber besorgt, und die Encyclopädie ward mit dem zweyten Bande untersagt. Der Staatsrath drückte sich folgender Gestalt darüber aus: „Se. Majestät „haben erfahren, daß man in den zween Bänden „verschiedene Sätze vorgetragen, welche der kö„niglichen Gewalt nachtheilig sind, dem Geiste „der Unabhängigkeit und des Aufruhrs Vor„schub thun, und unter dunkeln und zweydeu„tigen Ausdrücken, Irrthümer, verdorbene „Sitten, Irreligion und Unglauben einzufüh„ren suchen.„

Doch Zeit und gute Freunde halfen diese Vorwürfe widerlegen. Die Encyclopädisten setzten sich im J. 1753, das ist, ein Jahr nach dem Verbot, wieder an ihre Arbeit. Ihr Wörterbuch gewann durch das, was vorgegangen war. Die Herausgeber hielten mehr an sich; sie vergaßen aber ihren heimlichen Verdruß nicht. Im Vorbericht zu ihrem dritten Theile zogen sie wider den Journalisten los, „der mehr orthodox „als logicalisch war, aber gewiß noch boshafter „als orthodox seyn sollte.„ Sie wundern sich, daß ein Schriftsteller, der es wagt, „allein, oder „fast allein, von allem zu urtheilen, was über „die Künste und Wissenschaften geschrieben wird, „es sich befremden läßt, daß eine Gesellschaft „Gelehrter und Künstler eine solche Arbeit habe „unternehmen können. Warum sollte die Na„tur einer ganzen Gesellschaft nicht eben das mit„getheilt haben, was sie einem einzigen hat ge-

„ben können?„ Sie reden die Sprache der erhabensten Philosophie, und gestehen, daß ihr Wörterbuch zu großem Aergernisse Anlaß gegeben habe, woran sie zwar weniger als ihre Feinde Schuld hätten, denen sie ihre Absicht nur, nicht aber ihren Beyfall, vergeben wollten.

Die Herausgeber erklären sich weiter, daß sie ein ieder nur die Artickel zu verantworten hätten, die ihnen eigenthümlich zugehörten, und mit unterschiedenen Kennzeichen bemerkt wären. Sie erstrecken ihren Unwillen auf alle „niedrigern „Aristarchen, die ohne Fug und Recht einen Rich„terstuhl aufrichten, und alle Welt vor denselben „fodern, ohne daß iemand erscheint; die mit einem „gebietenden Tone Urtheile sprechen, wozu das „Publicum seine Einwilligung nicht gegeben; die „von einem niederträchtigen Neide, dem Schand„flecke gelehrter Leute, und dem gewöhnlichen „Kampfplatze mittelmäßiger Köpfe, geplagt, ih„ren Stand und ihre Feder damit schänden, daß „sie die nützlichsten Werke herunter machen.„

Der Journalist zu Trevoux und die Verfasser der Encyclopädie wurden endlich des Krieges müde: aber damit hörte noch nicht alles Geschrey wider dieses Werk auf. Ein Franciscaner trat auf, und stellte sich, als ob er alles zertrümmern wollte. Die Anti-Encyclopädisten nahmen einen so hitzigen Vorfechter mit Freuden auf. Einige hielten den Ton und die Dreustigkeit des Mönchs für Geschicklichkeit. Man machte einen Kupfer-

stich,

stich, auf welchem die Worte standen: a) „Ihr „habt euch auch noch vor dem Stricke des heil. „Franciscus zu hüten.„ Man findet ihn vor einer kleinen Schrift, die im Monat Januar 1752 wider die Gesellschaft der Encyclopädie heraus gekommen ist. Vorgemeldete Beyschrift war rings herum um den Kupferstich, der die Gestalt einer Medaille hatte, und einen aus den Wolken ragenden Arm mit einer Geißel in der Hand vorstellete, gesetzt. Unten darunter las man nachfolgenden Vers: b) „Die rechte Hand „ist verborgen und sticht mit der Feder, indem die „linke mit der Geißel schlägt.„

Und warum stellt man hier einen Franciscaner so in henkermäßigen Verrichtungen vor? Es ist daran nichts Schuld, als einige Spötterenen über die Trennung der Scotisten und Thomisten, über die Hartnäckigkeit eines ieden Ordens, den besondern Meynungen ihrer Lehrer beyzupflichten, über die Verschiedenheit der Schulen, der Jacobiner, der Franciscaner, der Jesuiten, über den Zustand, in welchem sich die Physic noch befinden würde, wenn man sie den Klöstern und Schulen der Ordensleute überlassen hätte, über die Unmöglichkeit, daß ein einziger Kopf so viel Gedanken habe erzeugen können, daß man damit

a) Est etiam vobis Francisci a fune cavendum.

b) Dextra latet, pungitque stylo, dum laeva flagellat.

die Köpfe aller Franciscaner, so lange es dergleichen geben wird, anfüllen könnte, und über ihre Verbindlichkeit, nicht anders zu denken, als Scotus, welcher eigentlich nichts dachte.

Dem Doctori subtili so zu begegnen, was für ein Schimpf war das für den ganzen Orden! Der Franciscaner, mit dem Instrumente der Rache in der Hand, gieng mit dem Verfasser des Artickels, der ihn verdroß, auf eine unbarmherzige Weise um, und griff zu gleicher Zeit alle Encyclopädisten überhaupt an. Er deutete folgenden Vers auf sie: a) „Eine oberrichterliche Mine, ein zanksüchtiges Gemüth, eine freye Schreibart, ein unchristlicher Ton und ein philosophisches „Galimathias, alles dieses macht, daß ein Buch „wohl aufgenommen wird.„

Er setzt der Verachtung, die man gegen den Scotus zeigt, das Zeugniß entgegen, das ihm der Cardinal Ximenes, der Pabst Sixtus V, die berühmtesten Universitäten, als zu Paris, Oxford und Cöln gegeben haben, da er unter andern auf der letztern von Fürsten, Grafen und dem ganzen Volke in Proceßion empfangen ward, als er ihr die Ehre erwies, dahin zu kommen und daselbst zu lehren. Er beruft sich endlich auf die große Anzahl derer, die ihn im vierzehnten Jahrhunderte

a) Air décisif & dent cynique,
Stile libre et ton peu chrêtien,
Du clair obscur philosophique,
Tout cela fait qu'un livre est bien.

derte bewunderten. „Tretet hervor, ruft er „diesen zu, und höret, was ein Doctor des ietzi„gen Jahrhunderts über den Scotus und euch „für ein Urtheil fällt!„ Er führt bey dieser Gelegenheit den berüchtigten Streit an, den die drey großbritannischen Königreiche des Scotus wegen mit einander geführt haben, so wie sich ehemals sieben Städte Griechenlands wegen des Geburtsorts des Homers zankten.

Alle diese Beleidigungen des Franciscaners würden mit ihm und seinem Buche vergessen worden seyn, wenn man nicht im zweyten Bande der Encyclopädie, unter dem Artickel Capuchon, Anspielungen auf seine Hitze, auf seine beleidigende und seraphische Schreibart gemacht hätte. Es ist eben so lächerlich, hieß es daselbst, sich der Lehren des Scotus wegen herum zu schlagen, als wegen einer mehr oder weniger spitzigen Mütze; gleichwohl würde sich derjenige unfehlbar Verdrüßlichkeiten zuziehen, der eins oder das andere angreifen wollte. Diese Anmerkung beleidigte die Scotisten unter der spitzigen Mütze aufs empfindlichste. Der erwähnte Franciscaner verdoppelte seine Wuth, und gab im J. 1754 eine zweyte Schrift, unter dem Titel der erstern: Betrachtungen eines Franciscaners, heraus. Bisher hatte er sich nur vertheidigt, aber nunmehr that er selbst den Angriff. Voll von edler Kühnheit rückte er gegen die Feinde an, und griff sie an dem empfindlichsten Orte an.

Er gieng alle Artickel der Encyclopädie durch, suchte alle Fehler auf, wobey er selbst eine Menge lächerlicher Fehler begieng; er machte den Verfassern de Prades, Yvon und Diderot allerhand persönliche Vorwürfe, und vertheidigte die von den Encyclopädisten bestrittenen Meynungen, vom Cälibat der Priester und dem Studiren in den Collegien. Nach seiner Meynung lehrt man die Humaniora und die reinste Philosophie daselbst vortrefflich. Er erschrickt, da er den Artickel Autorité liest; die Hand, die ihn geschrieben, scheint ihm die abscheulichste zu seyn. Nachdem er sein Urtheil über die Encyclopädie und die Person verschiedener Encyclopädisten gefället, beschließt er seine Critic mit folgender Warnung: „Seyd künftig vorsichtiger in euern „Artickeln; lernet der Religion, dem Staate, dem „Publico, dem Scotus und den Franciscanern „ehrerbietiger zu begegnen; besonders laßt euch „nicht gelüsten, unter dem Artickel Strick (cor-„don) etwas wider sie vorzubringen, sonst hütet „euch vor dem Stricke.„

Seine Drohungen wurden verachtet, und seine Ausfoderung ward nicht angenommen. Er hingegen, erfreut über das Stillschweigen, das man beobachtete, schmeichelte sich, daß man sich vor ihm fürchte, und verglich seinen Strick mit der Keule des Hercules. Aber genug von diesen Rodomontaden; wir wollen zu dem ernsthaftern Streite der Prediger zu Genf mit dem Herrn d'Alembert fortgehen.

Unter

Unter dem Artickel Genève schreibt er also: „Es giebt verschiedene, welche die Gottheit Je„su Christi nicht mehr glauben, und einen voll„kommenen Socinianismus zu ihrer Religion ha„ben, indem sie alles verwerfen, was man Ge„heimnisse nennt.„ Sie halten die Hölle für keinen Glaubensartickel mehr; „dieß hieße, ih„ren Grundsätzen zu Folge, die Gottheit beleidi„gen, wenn man sich einbilden wollte, daß die„ses Wesen, das voller Güte und Gerechtigkeit „ist, fähig sey, unsere Fehler mit ewigen Mar„tern zu bestrafen.„ Ihre Religion besteht fast weiter in nichts, „als in der Anbetung eines eini„gen Gottes. Die Achtung, die sie Jesu Christo „und der heiligen Schrift erweisen, ist vielleicht „das einzige, wodurch sich das Christenthum zu „Genf von der Deisterey unterscheidet.„ Außerdem aber macht er viel Rühmens von dieser Stadt, ihren Sitten, ihrer Regierung, ihrer Geistlichkeit und ihrer kirchlichen Verfassung. Seine Absicht war nicht, ehrwürdige Männer dadurch zu beleidigen. Er wollte vielmehr der dasigen Geistlichkeit, wegen ihrer philosophischen Denkungsart, ihrer Bescheidenheit, ihrer Verträglichkeit gegen andere Religionsverwandte, und wegen ihrer Sorgfalt, mehr die Moral als die Dogmatic zu predigen, einen Lobspruch machen. Diese Anmerkungen eines der vornehmsten Mitarbeiter an der Encyclopädie waren eine nicht zu billigende Unachtsamkeit, aber nicht eine verwerfliche Bosheit.

Man muß dabey anmerken, daß der Verfasser dieses Artickels, ehe er sich obbeschriebener Maßen über die Denkungsart der Genfer Geistlichen erklärte, zuvor eine Reise in ihre Stadt gethan hatte. Sein Artickel schien ein Auszug der Unterredungen zu seyn, die er mit ihnen gehalten hatte. Verschiedene dieser Herren, sagt er, bilden sich ein, der vornehmste Character einer Religion bestehe in der vollkommenen Uebereinstimmung derselben mit der Vernunft. Einer von ihnen, der auf dem Titel eines Buchs von der Offenbarung das Wort Nothwendigkeit für zu stark hielt, setzte das Wort Nützlichkeit an dessen Stelle. Diejenigen, die sich ehemals am deutlichsten über so kitzliche Materien heraus gelassen hatten, waren nun die ersten, die sich beschwerten, und öffentliche Genugthuung, der Beleidigung wegen, forderten, indem sie wider alles protestirten, was man einer ehrwürdigen Gesellschaft von Priestern der Kirche und Professoren der Academie zu Genf zur Last legte.

Die ganze Stadt murrete, und ärgerte sich. Man setzte eine geistliche Commißion nieder, welche die gesammte Geistlichkeit, wegen der beschuldigten fremden Meynungen, in den Augen der Welt rechtfertigen sollte. Als man diesen Artickel im Consistorio las, glaubte man einen Servetus zu hören, dem man keine Gnade wiederfahren lassen müsse. Ein gewisser Genfer vergleicht diese Berathschlagungen mit dem Gesumse

se eines Bienenschwarms, die eine Raubbiene aus ihrem Korbe verjagen wollen. Unterdessen dauerten dieselben doch eine ziemliche Zeit, und man brachte über sechs Wochen mit Aufsetzung eines Glaubensbekenntnisses zu.

Während dem, daß diese Versammlungen angestellt wurden, schrieben verschiedene Geistliche, welche besorgten, daß der Hr. d'Alembert sich rächen und auch nicht schonen möchte, an ihn, und füllten ihre Briefe mit Lehrsätzen an, die denen gerade entgegen waren, die sie mündlich vorgebracht hatten. Er errieth ihre Absicht, benahm ihnen ihre Sorge und antwortete ihnen, daß, ob er gleich nichts vorgebracht, was er nicht von den Angesehensten unter ihnen gehört hätte, er dennoch keinen insbesondere gemeynt habe; daß sie alle ruhig seyn sollten, und daß niemand ins Gedränge kommen sollte.

Endlich kam die längst erwartete Widerlegung zum Vorschein, und ward in alle Journale eingerückt. Die ehrwürdige Gesellschaft hatte diese Sorgfalt sich selbst und allen protestantischen Kirchen zu danken. Sie gieng einen jeden anstößigen Artickel durch, und widerlegte ihn mit den vortrefflichsten Gründen. „Wir schätzen, „sagten sie, und verehren die Philosophie; aber „nicht jene ungebundene und sophistische Philoso„phie, welche heut zu Tage so oft auf Irrwege „verleitet. Wir befleißigen uns vielmehr einer „gründlichen Philosophie, welche, anstatt den „Glauben zu schwächen, die klügsten Seelen

„selbst noch ehrerbietiger gegen die Religion „macht.„ Nichts ist vernünftiger und bescheidener, als diese Erklärung. Selbst der Name des Verfassers, der sie darzu genöthigt, ward darinne nicht einmal erwähnt.

Man wird vielleicht glauben, daß er dadurch auf andere Gedanken gekommen sey: aber ganz und gar nicht; sie bestätigte ihn vielmehr in dem, was er gesagt hatte. Das Wort Consubstantialität war in der Vertheidigung ganz mit Stillschweigen übergangen, und auf dieses Wort kam es hauptsächlich an. Die vorsetzliche Auslassung dieses Worts, besonders nachdem der Hr. d'Alembert versprochen hatte, daß er widerrufen wolle, wenn die Hrn. Prediger gestünden, daß sie die Consubstantialität des Worts im Fleische bekenneten, scheint die Vorwürfe, die er ihnen macht, zu rechtfertigen. Er schrieb daher auch an einen von ihnen: **Eure Vertheidigung enthält nichts, was nicht Arius selbst würde unterschrieben haben. Man wird mir mit der Zeit Dank wissen, daß ich so geredet habe. Meine Vorstellungen werden in republicanischen Köpfen immer mehr Eindruck machen, und in weniger als zwanzig Jahren wird man mir zu Genf eine Bildsäule aufrichten.**

Sollte wohl Hr. Rousseau der Bildhauer darzu seyn? Man thut diese Frage an den Hrn. d'Alembert, dessen Unvorsichtigkeit zu ahnden, Rousseau sich den Schein gegeben hat. „Ver-

„schiedene Prediger zu Genf sind, nach Ihrer „Meynung, vollkommne Socinianer. Sie sagen dieses laut vor dem Angesichte des ganzen „Europa. Ich unterstehe mich, Sie zu fragen, „wie Sie dieses erfahren haben? Sie mußten „entweder durch eigene Muthmaßungen darauf „fallen, oder andere sagten es ihnen, oder die „Prediger, von denen die Rede ist, haben es Ihnen selbst gestanden. Wie kann man aber in „Materien, die bloß dogmatisch sind, und der „Moral nichts angehen, von dem Glauben eines „andern nach bloßen Muthmaßungen urtheilen? „Wie kann man selbst nach dem Zeugnisse eines „Dritten darüber einen Ausspruch thun? Wer „weis besser, als ich selbst, was ich glaube oder nicht „glaube!, und an wen muß man sich deßwegen „mehr halten, als an mich selbst? Man kann „demnach, in Ansehung unserer Prediger, die „Sie für Socinianer ausgeben, und daß sie die „Ewigkeit der Höllenstrafen leugnen, nicht anders glauben, als daß sie Ihnen darüber ihre „Meynung entdeckt haben; wenn dieses aber ihre Meynung wäre, nnd sie dieselbe Ihnen entdeckt hätten, so wäre es doch ohne Zweifel nur „im Vertrauen geschehen; nur mit der vertrauten und freyen Offenherzigkeit eines philosophischen Umgangs hätten sie es dem Philosophen, „nicht aber dem Schriftsteller, vertraut.„

Zu Paris war alles wider den Hn. d'Alembert. Selbst seine Anhänger tadelten ihn, und seine Feinde machten ihm den Vorwurf, daß er

die Meynungen einiger dem Calvinus ungetreuen Diener nur erzählt habe, um Gelegenheit zu haben, seine eigenen Meynungen zu behaupten. Das Bild, das er von der Republic Genf machte, dieses so geschmeichelte, und selbst nach dem Geständnisse ihrer eigenen Bürger, in gewissen Stücken chimärische Bild, hat bloß die Absicht, seinen kühnen Meynungen mehr Eingang zu verschaffen. Eine Anmerkung wird man sich indessen dabey erlauben, daß nämlich, selbst zu der Zeit, als das Glaubensbekenntniß der Prediger, die sich für verläumdet hielten, heraus kam, man zu Neufchatel in der Schweiz die öffenbarsten socinianischen Lehrsätze druckte.

Die Verdrüßlichkeiten, die sich ein Philosoph durch seinen großen Eifer für das Wachsthum der Philosophie zugezogen hatte, verderbten bey ihm die Lust, ferner mit Wörterbüchern etwas zu thun zu haben. Er sagte sich von der Encyclopädie los, und das ganze Werk gerieth ins Stecken. Die Buchhändler, die dieses Werk in Compagnie verlegten, und die dadurch in Schaden geriethen, stellten dem Publico die Ungerechtigkeit einer wider Schriftsteller, die dem Vaterlande, den Wissenschaften und ihrer Handlung so viel Nutzen schafften, erhobenen Verfolgung vor. Sie waren von der Verbindlichkeit überzeugt, die man den Herausgebern schuldig war. Sie besorgten, daß der Abtritt des einen die andern zu gleichem Abtritte bewegen möchte, und daß sie die Frucht von einer zwölfjährigen Arbeit

und Sorgfalt gänzlich verlieren möchten. Sie suchten demnach ihren geometrischen Mitarbeiter, dessen Verlust sie bedauerten, beym Guten zu erhalten. Sie beschworen ihn bey seiner Uneigennützigkeit, bey seiner **Liebe zu den Wissenschaften und zur Nation**, bey seiner Wohlgewogenheit gegen sie, das Geschrey des Neides zu verachten, großmüthig zu seyn, und fortzufahren das Licht zu seyn, welches alles erleuchtet. Er gab ihren Bitten nach; doch wollte er sich ferner zu nichts, als den mathematischen Artickeln, verstehen.

Dieß sind die großen Gefechte, zu denen die Encyclopädie Gelegenheit gegeben. Die dabey vorgefallenen Scharmützel sind unzählig.

Es sind deren verschiedene bloß unter dem Namen der Cacouacs vorgefallen. Das Publicum sahe überall nichts, als nützliche **Nachrichten**, die Cacouacs betreffend; neue **Nachrichten** zur Geschichte der Cacouacs gehörig; Catechismen der Cacouacs. Man verstand anfänglich durch dieses Wort eine wilde und boshafte Nation, deren Bosheit aber bloß auf eine zänkische, spöttische und sonderbare Gemüthsart hinaus lief. Bald darauf griff man ihre Grundsätze an, ihre Sitten, ihren Enthusiasmus, ihren Eifer, Proselyten zu machen; ihre Unabhängigkeit von Göttern und Königen, welche zu bekriegen, sie zwar nicht die Thorheit begeht, wie die Titanen, deren Existenz sie aber leugnet; ihr Geschrey, wenn man ihre Maximen tadelt; ihre

ab-

abscheulichen Zaubereyen, und besonders ihren unüberwindlichen Hang zum Stehlen; ein Laster, welches alle Ausländer ansteckt, die sich bey ihr niederlassen. Der arme Valentin, der vor einigen Jahren zu Frankfurt gehangen ward, ist ein rührender Beweis davon. Die Cacouacs, die von ihrem Lande bezaubert sind, verlassen es bisweilen, nachdem sie daselbst innerliche Uneinigkeiten angerichtet haben, die öfters nur allzusehr ausbrechen. Einer ihrer Aeltesten hat sich ihnen widersetzt, da er sie mit Verdruß in der Music ausarten sahe.

Unter dieser Fluth von Streitschriften muß man die kleinen Briefe über große Philosophen vor andern anmerken. Man stellet darinne das Lächerliche einiger neuern Philosophen, die diesen Namen misbrauchen, ziemlich deutlich vor; man tadelt ihre stolze Verachtung des Ruhms, welche sie bloß annehmen, um sich desto berühmter zu machen; ihre Cabalen, ihre Intriguen; den Beyfall, den sie sich zu erwerben suchen, indem sie alle Augenblicke den Montesquieu, den Voltaire anführen, um großen Männern an der Seite zu stehen; ihre Eitelkeit, einander Decrete ihrer Celebrität zuzuschicken; ihren entscheidenden Ton; ihre Charlatanerie; ihren Stolz, mit welchem sie der Nation befehlen, ihre Anhänger als Leute von Verdiensten anzusehen; die Gewalt, mit welcher sie die Stimme des Publici erzwingen wollen, welche sie besser durch Bescheidenheit erlangen würden; endlich die

die Menge emphatischer Ausdrücke: Ich habe gelebt . . . Ich rede von Gott . . . Jüngling, nimm es und lies! . . . O Mensch! höre, das ist deine Geschichte . . . Ach! wenn man Männer, wie Montesquieu, d'Alembert und Dûclos, eine Reise zu den Hûronen und Iroquoisen hätte thun lassen, was für Wunder würden sie uns entdeckt haben! Einer von diesen Philosophen, der am meisten denkt, sagt, ein ieder Mensch, welcher denkt, sey ein verderbtes Thier.

Mitten unter diesen Lanzen, die man an den Encyclopädisten, ihren Anhängern, Schriftstellern, Liebhabern, Verlegern und Herumträgern zerbrach, ist unvermuthet ein unbekannter Fechter in der gelehrten Welt aufgetreten. Er wagte es, sich ganz allein mit allen zu messen, und schmeichelte sich, die Encyclopädisten unter der Last ihrer Bände zu begraben. Es ist wahr, daß der Titel seines Werks sehr bescheiden klingt: a) Gegründete Vorurtheile wider die Encyclopädie. Aber diese Bescheidenheit ist nichts weniger, als aufrichtig. Welche Schreibart! welch ein Mischmasch von Urtheilen und Worten! Sein Gegenstand ist anfänglich bloß gewesen, die Fehler des Wörterbuchs, in Absicht auf

a) Préjugés légitimes contre l'Encyclopédie.

auf die Metaphysic, die Moral, die Religion, zu entdecken. Er ward mit Lobsprüchen überhäuft, nicht sowohl aus Achtung für einen solchen Eiferer, als vielmehr in der Absicht, diejenigen recht verächtlich zu machen, die er angriff. Was dem Abraham Chaumeix am meisten schmeichelte, war das Stillschweigen, das seine Feinde beobachteten, und welches sie stets hätten beobachten, oder wenigstens nicht durch eine ärgerliche Widerlegung aufheben sollen. Die Policey ließ in der Geschwindigkeit alle Exemplare wegnehmen, die bey dieser Gelegenheit zum Vorschein kamen. Die Art, wie Chaumeix in seinem Buche die verschiedenen Artickel der Encyclopädie in ein System bringt, war einem großen Theile des Publicums anstößig. Uebrigens müssen alle diese Ausschweifungen bloß auf die Rechnung der Schwärmer beyder Parteyen geschrieben werden.

Wer hätte aber wohl geglaubt, daß der Untergang der Encyclopädisten nicht von der Hitze ihrer Gegner, sondern von einem ihrer eifrigsten Anhänger herrühren würde, dessen Grundsätze alle aus den ihrigen herfließen? Das Buch de l'Esprit hat ihnen den letzten Stoß gegeben. Ihre Lehrsätze, ihre Gesetze, ihre Urtheile schienen in dieses Buch zusammen geschmolzen. a) „Das

a) Arret des Parlements.

„Das Gesetzbuch der allerverhaßtesten und in„famsten Leidenschaften, die Apologie des Mate„rialismus und alles dessen, was der Unglaube „vorbringen kann, um die christliche und die ca„tholische Religion verhaßt zu machen; die Ver„werfung der Vernunft, der Schamhaftigkeit „und der Liebe zur Gesellschaft; chimärische und „ungeziemende Hypothesen finden sich allda auf „allen Blättern.„ Man verabscheuete den Wachsthum einer Philosophie, deren Apostel alles verächtlich machen, alles über den Haufen werfen, und nichts dagegen aufführen; deren Proselyten mit vieler Enthusiasterey und Kühnheit auftreten, und sich rühmen, daß sie weder Vaterland, noch Religion, noch Stand haben. Man wollte auf die Quelle des Uebels gehen, dessen traurige Wirkungen man vor Augen hatte. Diese beyden Werke waren der Gegenstand, worauf das Parlement seine Aufmerksamkeit wendete.

Man sehe, wie der Hr. Joli de Fleuri sich darüber ausdrückt. „Die Gesellschaft, der „Staat und die Religion treten heute vor den „Richterstuhl der Gerechtigkeit, um ihre Kagen „vor denselben zu bringen. Ihre Rechte wer„den verletzt und ihre Gesetze verachtet. Das „Buch de l'Esprit ist gleichsam ein Auszug aus „dem nur allzubekannten Werke, welches, seiner „wahren Absicht nach, das Buch aller menschli„chen Kenntnisse seyn sollte, so wie es die Samm-

„lung aller Irrthümer ist. Man rühmte uns „dasselbe als das geschickteste Denkmaal, dem Ge- „nie der Nation Ehre zu machen, und es macht „in der That demselben nur Schimpf und Schan- „de. Man hat alles Abgeschmackte, alle Gott- „losigkeiten, die sich in verschiedenen Büchern zer- „streut befinden, in alphabetischer Ordnung zu- „sammen gebracht. Man hat sie verschönert, „vermehrt, und ihnen eine mehr ins Auge fallen- „de Gestalt gegeben.„

Die Artickel Adorer, Dimanche, Christianisme, Conscience, Athées, Autorités, Démonstration, Cerf, Corruption, Ethiopien, sind der vornehmste Gegenstand seines Eifers. „Die- „se vorgeblichen Philosophen, sagt er, welche sich „für Geister vom ersten Range, für die Ehre „der Nation, für Wiederhersteller der wahren „Weisheit, und für Wohlthäter des menschlichen „Geschlechts ausgeben, indem sie das Herz „haben, die Menschen zu lieben, und die „Klugheit, sie zu fliehen, warum haben sie „nicht lieber das Herz und die Klugheit gehabt, „nicht zu schreiben?„ Er führt das unglückliche Ende des Morin und Bertelot an. „Unsere „Vorfahren haben Verfasser, welche Verse wi- „der Gott, seine Kirche und die Sitten machten, „als Majestätsschänder zu den härtesten Todes- „strafen verdammt.„ Doch thut er den Vor- schlag, daß, ehe man über das Dictionaire, die Verfasser und Herausgeber desselben einen Aus- spruch

spruch thäte, man zuvor das Werk von einigen verständigen Personen, welche die Religion und den Staat lieben, und nach deren Berichte der Hof einen sichern und endlichen Ausspruch thun könnte, untersuchen lassen solle. Dem Hofe gefiel dieser Vorschlag, der mit dem Verfahren vom J. 1715, in Ansehung der Conciliensammlung vom P. Hardouin überein kam. Es ward den Verlegern verboten, ein Exemplar von den sieben Bänden der Encyclopädie zu verkaufen.

Der Befehl des Parlements ist vom 23 Januar 1759, und der andere vom Staatsrathe, welcher das zum Druck gegebene Privilegium widerruft, vom 8 März eben dieses Jahrs. Der Staatsrath führt folgende Gründe zu seinem Verfahren an. „Der Vortheil, den man in „Ansehung der Künste und Wissenschaften von „einem solchen Werke ziehen kann, hält nie „dem unersetzlichen Schaden das Gegenge„wicht, welchen die Sitten und die Religion „davon leiden.„

Leute, die in allen Sachen weiter zu sehen glauben, als andere, sagen, daß der der Encyclopädie versetzte tödliche Streich ein Werk der Jesuiten gewesen sey. Diese aber wendeten dagegen ein, daß man ihnen diesen Vorwurf zu eben der Zeit gemacht habe, da man ihnen vorwarf, daß sie das Buch des Helvetius billigten, und eine Art

von Verständniß mit diesem Verfasser und den Encyclopädisten unterhielten.

Die Verdammung dieser letztern machte viel Lärmen und Aufsehen. Ihre Sieger freueten sich. Es lief ein Kupferstich in Gestalt einer Medaille herum: die Religion, die auf einer Wolke herab fuhr, trat die Gottlosigkeit mit allem ihrem Anhange unter die Füße. Die Umschrift war: Morosophia impia calcata.

Unter allen Mitteln aber, die man gebraucht hat, um eine Gesellschaft von Schriftstellern verhaßt zu machen, ist keins kräftiger gewesen, als die Comödie, die Philosophen. Nach dem Muster des Aristophanes, welcher nichts schonte, und die Griechen auf Kosten beneideter Verdienste belustigte, hat man in dem französischen Stücke versucht, Leute zum Gelächter zu machen, die, wenn sie wirklich Philosophen sind, die Achtung des Publicums verdienen. Alles hat in dieser Comödie außerordentlich geschienen: der Plan des Stücks, die Ausführung, die nachdrückliche und reine Schreibart, der satyrische Ton, der erstaunliche Beyfall, die öftern Vorstellungen, und der ungewöhnliche Zulauf der Zuschauer. Es schien, als ob die, die der Verfasser vor Augen gehabt, Leute im öffentlichen Bannen wäre, und iezt der Nation und dem ganzen Europa Ehrenerklärung und Abbitte thun sollten. Man hat sie, dieser Beleidigung wegen, durch andere beißende Schriften rächen

chen wollen; aber die Satyre ist einigen dieser Verfasser gar übel bekommen.

Vielleicht wäre, ohne die Philosophen, die Schottländerinn nie zum Vorschein gekommen. Die erste gab noch zu verschiedenen andern kleinen Gefechten Gelegenheit, die ziemlich hitzig waren, und zu einer Menge kleiner Schriften unter mancherley sonderbaren Titeln Anlaß gaben. Alle diese lustigen Spötterepen, die mehrentheils unter einsylbichten Namen erschienen, sind bekannt genug. Man hat ihnen die Ehre erwiesen, sie unter dem Titel: Facéties Parisiennes, zu sammeln, und heraus zu geben. Seit der Herausgabe dieser Sammlung sind noch eine Menge Schriften dazu gekommen, womit man sie ansehnlich vermehren könnte.

Die Encyclopädie, dieses Gebäude, das man zur Ehre der Nation und des menschlichen Verstandes aufzuführen beschlossen hatte, würde den Beyfall der Regierung gewiß beständig verdient haben, wenn es nichts anders, als die Künste und Wissenschaften, zum Grunde gehabt hätte. Da es aber zum Theil mit auf die Politic und Theologie gebauet war, mußte es nothwendig über den Haufen fallen. Wie kam es, daß die Verfasser dieses nicht voraus sahen? Und was für einen Vortheil würden sie nicht gehabt haben, wenn sie diese beyden Stücke ausgeschlossen hätten! Da der Materien weniger geworden wären, so würde das Werk eher

zur Vollkommenheit haben können gebracht werden, da es ietzt, der Menge der auserlesenen Mitarbeiter ohngeachtet, für nichts anders, als ein unvollendetes Werk, angesehen werden kann. Es hat besonders einen grossen Fehler; nämlich die Vermischung der Schreibart, die in einigen Artickeln stark und declamatorisch, in andern matt und weitschweifig, so wie in andern wieder mit Sentenzen und Anführungen aus andern überhäuft ist. Es sind fast so viel verschiedene Systeme darinne, als verschiedene Schriftsteller daran gearbeitet haben. Die Uebereinstimmung aller Theile eines Ganzen macht seine Vollkommenheit aus.

Zweyte Abtheilung.

Streitigkeiten einzelner Personen mit einer ganzen Gesellschaft.

Clemens Marot mit der Sorbonne.

Dieser Dichter ward im J. 1495 zu Cahors geboren. Er war in seiner Jugend Page bey der Prinzeßinn Margaretha, Gemahlinn des Herzogs d'Alenson, und Schwester Franciscus des Ersten. Dieser Monarch machte ihn hernach zu seinem Kammerdiener. Clemens Marot hatte bey der unglücklichen Schlacht bey Pavia das Unglück, blessirt und gefangen zu werden, wie er es selbst in einem Briefe in Versen an seine Maitresse berichtet. Die Liebe zum

Vaterlande ward damals bey ihm sehr lebhaft; er kam aber nur wieder nach Frankreich, um daselbst ein weit härteres Schicksal zu erdulden.

Es geschahe um eben die Zeit, als Luther eine Veränderung in der Religion vornahm, welche fast den ganzen Norden eingenommen hatte. Man besorgte mit Recht, daß sie auch in Frankreich Wurzel fassen möchte. Die Andächtigen wollten nichts verabsäumt haben, um diesem Uebel Einhalt zu thun. Sie thaten alle Tage Vorstellungen darüber. Franz I glaubte, daß er ihrem Eifer etwas zu Gefallen thun müsse; er errichtete eine Art von Gerichtshof zu den Sachen der Religion, und machte einen Doctor der Sorbonne, Namens Bouchard, zum Präsidenten. Diesem mistrauischen und strengen Manne ward aufgetragen, die Klagen wider die des Lutherthums Verdächtigen anzuhören.

Seine erste Sorgfalt war, in alle Gegenden der Stadt Paris Spione auszuschicken, die ihm von allem, was in den Häusern vorgieng, Nachricht bringen mußten. Marot, der außer der Gewohnheit, alles, was er dachte, in Versen zu schreiben oder zu sagen, sich auch in seiner Aufführung keinen Zwang anthat, ward genauer beobachtet, als ein anderer. Da er an einem Festtage seine Maitresse bey sich zu Gaste hatte, kehrte er sich so wenig an das Verbot des Fleischessens, daß er ihr dergleichen vorsetzte. Diese Uebertretung, vor den Augen einer solchen Person, schien nicht von Folgen zu seyn. Da aber

seine

seine Maitresse durch den Vorwurf der Untreue, den er ihr machte, wider ihn aufgebracht ward, wollte sie, so freygebig sie auch wirklich war, dennoch sehr gewissenhaft scheinen. Sie verklagte nämlich den Marot bey der Inquisition. Der Poet, der überführt war, daß er wider eins der strengsten Gesetze der Kirche gehandelt habe, ward ins Gefängniß geworfen.

Der König, der ein großer Freund der Gelehrten war, saß damals selbst gefangen zu Madrid. Der Poet meldete ihm seinen Zustand; er ermangelte auch nicht, sich auf die Herzoginn d'Alenson zu berufen, in deren Diensten er war. Aber alles dieses half ihm zu nichts. Die Sorbonnisten hatten alles wider ihn eingenommen, und gaben ihn allenthalben für einen Lutheraner oder Calvinisten aus. Der wichtigste Feind des Marot, der Doctor Bouchard, freuete sich, Gelegenheit zu haben, ein Muster an einer berühmten Person aufzustellen. Der Inquisitor ließ ihn dem Criminallieutenant vorstellen.

Marot mußte sich hier seine ungezogenen Schriften und die ärgerlichsten Begebenheiten seines Lebens vorwerfen lassen, und sahe, daß sein Richter alles wußte, was er nicht wissen sollte. Der arme Marot, der über den Ausgang seiner Sache äußerst unruhig war, glaubte, daß er seine Freyheit nicht leichter wieder erhalten könnte, als wenn er sich an die Person selbst wendete, die ihm solche genommen hatte. Er schrieb einen Brief, nach seiner Art, an den

Doctor

Doctor Bouchard, welcher aber nichts ausrichtete. Alles, was Marot durch vieles Bitten erhielt, war, daß man ihn aus den finstern und ungesunden Gefängnissen des Chatelets in das Gefängniß zu Chartres brachte. Die Gelehrten in dieser Stadt machten sich ein Vergnügen, ja selbst eine Ehre daraus, ihm öftere Besuche zu geben. Die Zeit, die er allein war, brachte er damit zu, daß er entweder selbst Verse machte, oder anderer ihre durchsahe. Hier verbesserte er auch den **Roman von der Rose**.

Dieses Zeitvertreibs ohngeachtet, war Marot dennoch nicht ruhig. Er verfertigte in seinem Gefängnisse eine Satyre auf die Richter, und gab ihr den Titel, die **Hölle**. Er malt sie darinne folgender Gestalt ab: „Ich kenne genug „ungerechte Richter zu Paris, die durch Vermit„telung des Geldes, oder angesehener Freunde, „oder aus Gunst und christlicher Liebe zu einem „Mägdchen, das sie demüthig ersucht, das schmu„tzige Leben des ärgsten Bösewichts erhalten wer„den, wenn sie dagegen unerbittlich gegen Un„schuldige sind, welche weder Geld, noch Freun„de, noch sonst etwas zu ihrem Besten haben.„

Er kam indeß nicht eher aus seinem Gefängnisse, als bis Franz I wieder auf freyen Fuß gestellt war. Der Poet hatte das Vergnügen, ein Zeuge der Entzückungen Frankreichs, wegen der Zurückkunft seines unglücklichen aber glorreichen Monarchens, zu seyn. Er bezeugte seine Erkenntlichkeit gegen seine Freunde, wegen der

Sor-

Sorge, die sie während seiner Gefangenschaft für ihn getragen, durch kleine Liederchen. Alle, die die Wissenschaften liebten und trieben, waren erfreut, denjenigen wieder zu sehen, den sie für ihren Meister hielten. Nur die Sorbonnisten und die Richter, denen er in seinem Gedichte so übel begegnet war, ärgerten sich.

Kaum war er wieder auf freyen Fuß, als er seine gewöhnliche Lebensart wieder vornahm; indem er mit dem Ruhme des sinnreichsten, natürlichsten und angenehmsten Schriftstellers seiner Zeit auch noch den Ruf des vollkommensten Epicurers verband. Er war tapfer, ob er gleich ein Poet war. Er entriß ganz allein einen Gefangenen den Händen der Gerichtsdiener; er war aber dabey der unvorsichtigste unter allen Menschen. Seine Verse und beständigen Reden wider die Sorbonne brachten ihn aufs neue in Verlegenheit. Der Criminallieutenant kam zu ihm ins Haus: aber, durch die erste Begebenheit schon gewitzigt, hatte Marot die Flucht ergriffen. Man fand nichts, als seine Bücher und Papiere, welche man wegnahm. Auch dieses Mal nahm er seine Zuflucht zu Franz I. Nachdem er in einem Briefe diesen Monarchen auf eine feine Art gelobt hat, so erzählt er ihm sein Unglück: „Rhadamantus mit seinen Gehülfen zu Paris hat, als ich zu Blois war, eine „der größten Thaten gegen mich ausgeführt, indem er mit gewaltsamer Hand alle meine großen „und unschätzbaren Reichthümer, kostbare Schä-

„tze, die der Geiz nicht begehrt, nämlich meine „Bücher und Papiere, hinweg genommen hat ... „Es waren zwar verbotene Bücher darunter: „aber das ist bey einem Poeten kein Verbrechen, „als welchem man den Zügel lang lassen und nichts „geheim halten muß.„

Marot, welcher der Religion wegen verfolgt ward, glaubte sich zu Blois nicht sicher, und suchte seinen Aufenthalt in Bearn, zu Ferrara, zu Venedig. Die Herzoginn von Ferrara nahm sich besonders seiner bey Franz I an. Dieser Prinz, welcher ihn aufrichtig liebte, und bedauerte, daß er den witzigsten Kopf seines Reichs nicht am Hofe haben sollte, befahl ihm, zurück zu kommen. Marot lebte von der Zeit an zu Paris ziemlich ruhig, bis er im J. 1543 seine Muse reformiren wollte.

Statt der freyen und scherzhaften Materien, die er bisher zu Gegenständen seiner Gedichte genommen hatte, wählte er nun ernsthafte. Er zeigte dem berühmten Vatablus einige Versuche in geistlichen Gedichten. Vatablus wünschte ihm Glück dazu, und ermahnte ihn, in dieser Art fortzufahren, wozu er ihm die Psalmen Davids zu übersetzen vorschlug. Dem Marot gefiel dieser Vorschlag, und er führte ihn aus. Er gab erstlich nur dreyßig Psalmen in französischen Versen, mit einer Zueignungsschrift an den König, heraus.

Anstatt

Anstatt daß er durch eine solche Unternehmung seine Feinde hätte versöhnen sollen, brachte er sie nur noch mehr auf. Die Sorbonne censirte sein Werk, und that sogar deßwegen Vorstellungen beym Könige, welcher aber nicht darauf achtete, sondern vielmehr den Poeten zur Fortsetzung ermunterte.

Die Hofleute richten sich stets nach dem Geschmacke des Herrn. Kaum hatte Franz I die Uebersetzung der Psalmen gebilligt, als alles am Hofe sie sang. Da sie noch nicht in Music gesetzt waren, so nahm man die Melodien der bekanntesten Gassenliederchen dazu. Florimond de Remond erzählt folgendes von der damaligen Enthusiasterey der Hofleute und Prinzen: „Der „König Heinrich II wählte den Psalm: **Wie „der Hirsch schreyet**, zu seinem Leibstück, und „sang ihn nach der Weise eines Jagdliedes. Die „Frau de Valentinois wählte sich: **Aus der Tie-„fen rufe ich**, den sie wie einen italienischen Tanz „sang. Die Königinn hatte den Psalm: **Herr, „strafe mich nicht**, auf eine italienische Oper-„melodie erlesen, und der König von Navarra, „Anton, den Psalm: **Richte mich, Gott, und „führe meine Sache**, den er wie einen „Tanz der Bauern in Poitou sang; und so „die übrigen.„

Diese Psalmen, die damals so viel Aufsehens machten, und die man mit dem Original verglich, erreichten dasselbe bey weitem nicht. Sie sind von jener hinreißenden Stärke, von jenem poe-

tischen Ausdrucke, der ihren Character ausmacht, noch weit entfernt. War es wohl möglich, daß Marot, dessen ganzes Verdienst in einer gewissen Feinheit und epigrammatischen Wendung bestand, wobey er öfters in eine comische, alltägliche und niedrige Schreibart ausartete, die Harmonie und edle Einfalt der Hebräer erreichen konnte? Er verstand zu dem diese Sprache eben so wenig, als das Lateinische. Boileau nennt ihn zierlich; nach des Hn. von Voltaire Meynuug aber sollte man ihn lieber natürlich nennen.

Die Sorbonne hätte bey so vielen Unvollkommenheiten der Psalmen des Marot sicher seyn können, daß sie nicht auf die Nachwelt kommen würden: sie urtheilte aber von ihrem Verdienste nach dem Beyfalle der damals Lebenden. Sie that aufs Neue Vorstellungen bey Franz I, daß er das Singen der Psalmen verbieten sollte, und Marot machte aufs Neue Satyren auf sie, damit sie ihn zufrieden lassen sollte. Er sagte darinne, daß die Sorbonne ihm nur deßwegen gram sey, weil er ihr die Maske abgezogen; er nennt sie die unwissende Sorbonne, und erklärt sich darüber gegen Franz I ausführlich, um ihn auf seine Seite zu ziehen.

Er will gern ein Opfer der sorbonnischen Wuth werden, wenn die Kirche dadurch von den Vorurtheilen derselben befreyet werden kann. Bayle zweifelt, daß Marot seinen Eifer so weit sollte getrieben haben; er zweifelt aber nicht, daß

diese

diese Doctors die Barbarey auf alle Weise zu unterhalten suchten. „Dieser Theil des sechzehn„ten Jahrhunderts, setzt er hinzu, wird ein „ewiger Schimpf für die Sorbonne seyn, in „Betrachtung der Aufführung, die sie da„bey zeigte.„

So künstlich auch die Verse des Marot an Franz I gewendet waren, so ließ er sich doch nicht hintergehen. Die Vorstellungen der Sorbonne machten ihn nachdenkend, und er verbot die Psalmen. Da dieser Punct der Sorbonne eingeräumt war, so gieng sie weiter, und wollte auch den Verfasser exemplarisch bestraft wissen. Die Sachen konnten für den Marot nicht schlimmer laufen; er entflohe daher im J. 1543 nach Genf.

Von hier aus setzte er den Krieg wider die Sorbonne fort. Er gab noch zwanzig andere Psalmen heraus. Diese Fortsetzung ward mit eben dem Beyfalle aufgenommen. Marot ist nicht weiter fortgefahren; die hundert Psalmen, die noch fehlten, sind vom Theodor Beza übersetzt worden.

Man setzte die marotischen Psalmen in Music, und sie erhielten dadurch ein neues Verdienst. Paris, Genf und London sang diese Gesänge. Man fand endlich, da man sie überall und gern sang, nichts mehr an ihnen zu tadeln. Die Sorbonne selbst, die unter Franz I sich so sehr darüber geärgert hatte, billigte sie

unter Carl IX. Das Privilegium lautet: „Wir „Endes Unterschriebene, Doctoren der Theologie, versichern hiermit, daß wir in einer gewissen uns vorgelegten Uebersetzung der Psalmen, „die mit dem acht und vierzigsten: Groß ist „der Herr, anfängt, und mit dem letzten: Lobet den Herrn, sich endigt, nichts dem catholischen Glauben zuwider, sondern alles demselben, und dem hebräischen Grundtexte gemäß „gefunden haben. Zu Beglaubigung dessen „haben wir gegenwärtiges eigenhändig unterschrieben, den 16 October. Joh. de Salignac Viboult.

Die Psalmen wurden in Spanien, so wie in Frankreich, gebilligt. Endlich erklärte sie selbst der Pabst dem hebräischen Texte gemäß.

Marot ward gerechtfertigt; aber zu spät. Das Misvergnügen, von seinem Vaterlande entfernt zu seyn, machte seinen Aufenthalt sehr traurig. Man giebt vor, daß er daselbst zum Tode verurtheilt gewesen, weil er mit seiner Wirthinn Ehebruch getrieben, und daß er der Strafe nur auf Vorbitte des Calvinus entgangen sey, welcher es dahin brachte, daß die Todesstrafe in einen Staupbesen verwandelt ward. Diese Geschichte ist eine Erdichtung der Feinde des Marot. Er verließ Genf in keiner andern Absicht, als weil ihn einige vertraute Freunde nöthigten, nach Turin zu kommen. Er starb bald nach der Ankunft in dieser Stadt im J. 1544, in einem Alter von neun und vierzig Jahren. Man be-

begrub ihn in der St. Johanniskirche, und setzte ein Epitaphium auf sein Grab, das heut zu Tage ganz unleserlich geworden. „Hier liegt im „Schooße seiner Mutter der Homer und Vir„gil der Franzosen. Hier ruhet der, der unter „den Versmachern seines Gleichen nicht hatte. „Hier liegt mit wenig Erde bedeckt, der, der „ganz Frankreich mit seinen Werken bereicher„te. Hier schläft ein Todter, der stets leben„dig seyn wird, so lange Frankreich französisch „sprechen wird. Kurz, es liegt, ruhet und „schläft an diesem Orte, Clemens Marot von „Cahors in Quercy.„

Buchanan
und
die Franciscaner.

George Buchanan ward in Schottland im Februar des J. 1506 geboren. Er kam in einem Alter von vierzehn Jahren nach Paris, um allda zu studiren. Armuth und Krankheit nöthigten ihn zwar, nach seinem Vaterlande wieder zurück zu gehen; aber er behielt stets eine Liebe zu Frankreich. Er fand Mittel, bald wieder nach Frankreich zu kommen. Einige lateinische Gedichte, die er nach seiner Ankunft verfertigte, machten ihn bey der ganzen Universität zu Paris

bekannt. Er ward Professor an dem Collegio der heil. Barbara, und des Cardinals le Moine. Er ist unstreitig unter den Neuern einer von denen, welche die Sprache der Römer am besten geschrieben haben. Wir haben nichts in den Gedichten des Vallius, Sidronius, Sarbievius, Commire, Rapin und Vaniere, was man seiner poetischen Uebersetzung der Psalmen Davids vorziehen könnte. Buchanan hatte sie als eine Gefangener in einem portugiesischen Kloster verfertigt. Der Dichter Nicolaus Bourbon zog diese Uebersetzung dem Erzbischofthume zu Paris vor, so wie Passerat die Ode des Ronsard an den Kanzler de l'Hopital dem Herzogthume Mayland vorzog, und Julius Scaliger lieber die neunte Ode des dritten Buchs im Horaz gemacht haben, als König in Persien seyn wollte.

Buchanan kehrte im J. 1534 zum zweyten Male nach Schottland zurück. Die Franciscaner wurden daselbst für sehr große Lateiner gehalten, daß man sogar im Sprichworte sagte: Er redet Latein, wie ein Franciscaner. Dieser alte Lobspruch ist heut zu Tage zur Ironie geworden. Buchanan wollte diesen vortrefflichen Lateinern wenigstens nichts nachgeben. Um zu zeigen, daß er es mit ihnen aufnehmen könne, machte er wider die Franciscaner eine Satyre, unter dem Titel: der Traum. Er erzählt, daß ihm der heil. Franciscus von Assiso im Schlaf erschienen sey, und zwar, um ihn zum Eintritt in seinen

Orden

Orden zu bewegen; daß er aber diese Anforderung sogleich verworfen, weil er sich zum Klosterleben gar nicht schicke. Er kömmt hierauf auf das Capital der Mönche zu reden, und begegnet ihnen sehr unbarmherzig. Es haben einige geglaubt, daß er selbst ein Franciscanermönch gewesen, und davon gelaufen seyn müsse, weil er eine so gar häßliche Abschilderung von ihnen macht. Buchanan aber giebt nirgends zu dieser Vermuthung Anlaß.

Die Franciscaner ärgerten sich sehr über die Satyre, und antworteten durch andere Satyren darauf. Der Krieg ward demnach förmlich angekündigt. Er war schon einmal beygelegt, als ihn Jacob der V, König in Schottland, wieder rege machte. Er hatte die Franciscaner, wegen einer Zusammenverschwörung gegen ihn, im Verdacht. Der Monarch hätte sich auf eine schreckliche Weise an ihnen rächen können; er suchte aber nur sie lächerlich zu machen. Er übergab die Sache dem Buchanan, und befahl ihm, wider die Franciscaner zu schreiben.

Man wird sich vielleicht nicht vorstellen, daß dieser Antrag den Buchanan in Verlegenheit gesetzt habe, da er ohnedem die Franciscaner aufs äußerste haßte. Es war ihm aber im vorigen Kriege mit ihnen nicht zum Besten gelungen. Um nun dem Könige seinen Gehorsam zu zeigen und auch die Bescheidenheit zu beobachten, die er sich, in Ansehung der Franciscaner, vorgesetzt hatte, gab er eine ganz gelinde Schrift, voll zwey-

deutiger Ausdrücke heraus, die man, im Fall der Noth, auch im guten Verstande nehmen konnte. Was geschahe? Weder der König, noch die Franciscaner waren damit zufrieden. Buchanan änderte hierauf den Ton, und that alles, um die Gunst des Hofes zu verdienen. Er gab seinen **Franciscaner** a) und seine **sehr brüderlichen Brüder** b) heraus; Stücke, die weit anzüglicher waren, als sein **Traum**. Der Verfasser stellt darinne die Betrügereyen und Ausschweifungen, die man den Mönchen insgemein Schuld giebt, sehr lebhaft vor. Man muß gestehen, daß diese Vorstellungen, die an und für sich wenig Angenehmes haben, stets durch die Art des Ausdrucks gefallen. Er scherzt zum Ex. über die Gewohnheit, sich im Tode in einen Mönchshabit kleiden zu lassen. c) „Wie „ists möglich, in der Mönchskutte selig zu sterben, „da niemand in derselben rechtschaffen lebt?„

Um einen richtigen Begriff von der Poesie des Buchanans zu geben, dürfte man nur die Beschreibung anführen, die er von der Art macht, wie der heil. Franciscus das Feuer der Liebe auslöschte, und die Geschichte des Mägdchens, das, als ein Franciscaner gekleidet, auf der Garonne von

a) Franciscanus.
b) Fratres fraterrimi.
c) — — — Beati
Quî fit ut moriamur in cucullo,
Cum nemo bene vivat in cucullo.

von Toulouse nach Bourdeaux fuhr, wo sie auf dem Schiffe ein Kind zur Welt brachte, und durch das Schreyen desselben verrathen ward. Einige erstaunten, und glaubten kaum, was sie gehört hatten; andere lachten, und noch andere wollten den Mönch, die Mutter und das Kind ins Wasser werfen, und dadurch den Zorn des Himmels besänftigen. Die Erzählung endigt sich mit folgenden sehr viel sagenden Versen: a) „Ein mitleidiger und nachsichtiger Zuschauer sucht die „Schande zu verhehlen, und verzeihet gütig einen „Fehler, da er gelernt hat, was menschliche „Schwachheiten sind, und, in dem Falle eines „andern, sein eigenes Unvermögen erkennet.„ Außer seinen Satyren, die zwar sinnreich, aber zugleich übertrieben waren, verfertigte Buchanan auch verschiedene Sinngedichte wider die Franciscaner. Indem er diese lächerlich machte, griff er zugleich auch einige andere Mönche an. Von dem Augenblicke an waren alle geistliche Orden wider ihn. Der Cardinal, David Beton, Erzbischof zu St. Andreas, stellte sich ihnen an die Spitze. Er wollte, daß man sie an einem Manne rächen solle, den er für einen Feind der Kirche hielt, weil es Buchanan von einigen Mönchen war.

b) Si quis adest animi pius et moderatior irae
Occultare cupit facinus, parcitque benignus
Errori, humanos prudens expendere lapsus,
Agnoscitque suas alieno in crimine vires.

Zum Unglück für den Dichter waren bey seiner Neigung zur Satyre seine Sitten sehr verderbt. Er hatte seine Jugend in allen Lastern zugebracht. Man nannte ihn insgemein einen schändlichen Sclaven des Bacchus und der Venus. Er hat öffentlichen Huren Lobreden gehalten. So schlecht nun seine Sitten waren, eben so waren es auch seine Grundsätze. Zu Paris ward er ein Lutheraner. Man versichert, daß er einst in der Fastenzeit das Osterlamm nach jüdischer Art gegessen habe. Die Mönche und ihr Beschützer, der Cardinal Beton, machten sich seine schlechte Aufführung zu Nutze, um ihn beym Könige verhaßt zu machen. Man stützte sich besonders auf die Gefahr, einen offenbaren Ketzer in Schottland zu haben. Der Cardinal erhielt endlich einen Befehl vom Hofe, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Buchanan ward ins Gefängniß gesetzt im J. 1539; er fand aber Gelegenheit, zu entkommen und nach England zu entfliehen. Doch hier konnte er ebenfalls nicht bleiben, da er hörte, daß man sowohl die Anhänger Roms, als der neuen Religion, verbrannte. Er kam wieder nach Frankreich, wandte sich hernach nach Portugal, kehrte wieder nach Paris zurück, und zog so voller Unruhe von einem Lande zum andern, bis er im J. 1563 sich wieder in Schottland sehen ließ, und allen Franciscanern und Mönchen Trotz bot.

Fünf Jahre darnach ward er zum Lehrmeister des Königs, Jacobs VI, ernannt. Die Königinn

ginn Maria Stuart war es, die ihn zu dem jungen Prinzen brachte. Sie hatte sich stets sehr gnädig und wohlthätig gegen ihn bezeugt; gleichwohl ist es eben diese Königinn, gegen die er nach der Zeit am heftigsten loszog, und Schmähschriften in Menge heraus gab, um den Aufruhr des Grafen von Murray zu unterstützen. Diese Undankbarkeit hängt dem Andenken des Buchanans einen unauslöschlichen Schandfleck an. Seine Geschichte von Schottland, in welcher man das Glänzende des Sallustius mit dem Angenehmen des Livius vereint zu finden meynt, ist ein Werk der Unverschämtheit, und eine bloße Satyre wider die Maria. Er redet darinne ohne Zurückhaltung von der vorgeblichen Schamlosigkeit, welche das Fräulein de Reres nachahmte und begünstigte. Diese Pfeile, von einer geschickten Hand abgedrückt, haben unglücklicher Weise getroffen, und treffen noch. Barclajus und verschiedene andere Schriftsteller haben sich vergebens wider diesen Geschichtschreiber aufgemacht. Ihre schlechten Werke haben die abscheulichen Schmähschriften wider eine Königinn, die achtzehn Jahr in England gefangen saß, die siebzehnmal ihr Gefängniß veränderte, und endlich unter den Händen des Scharfrichters starb, nicht unterdrücken können.

Buchanan erzog seinen Schüler im Hasse gegen Rom und die Franciscaner. Er kleidete sich, wenn er ihn strafen wollte, als ein Franciscaner an, und zeigte sich ihm in dieser Ge-

 stalt.

stalt. Buchanan starb endlich zu Edimburg den 18 September 1582, in einem Alter von sieben und siebzig Jahren.

Man wußte von der Art, wie er sein Leben beschloß, tausend lächerliche Histörchen zu erzählen. Der Jesuit Garasse, der sie für wahr hielt, hat sie folgender Gestalt erzählt. Die Erzählung ist zwar ein wenig lang; aber ich glaube, daß man sie gern lesen wird. „Nachdem dieser „ausgelassene Mensch seine Jugend in allen Wol„lüsten zu Paris und Bourdeaux zugebracht hat„te, wo er sich mehr um Fressen und Saufen, um „die Schenken und Wirthshäuser, als um den „Lorbeer des Parnassus bekümmerte, und endlich „gegen das Ende seiner Tage nach Schottland „zum Unterricht des jungen Prinzen zurück geru„fen ward, fuhr er in seiner lüderlichen Lebensart „mit Saufen so tapfer fort, daß er endlich was„sersüchtig ward, ob man gleich im Scherz von „ihm sagte, daß er nicht Wasser, sondern Wein „unter der Haut haben müsse. Er hörte „auch, so krank als er war, mit Saufen „nicht auf.

„Als ihn die Aerzte besuchten, fragte er sie, „wie lange er noch leben könnte, wenn er nicht „mehr tränke. Fünf bis sechs Jahr, antworte„ten sie. Gehet, rief er, mit euren Verordnun„gen und mit euerer Diät! ich will lieber drey „Wochen lang mich alle Tage besaufen, als sechs „Jahre lang nicht viel auf einmal trinken. So „bald er nun die Aerzte fortgeschickt hatte, ließ er „sich

„sich eine ganze Tonne Wein oben an sein Bette „setzen, welche er vor seinem Tode bis auf den „Boden auszuleeren sich vorgesetzt hatte, und womit er sich auch so tapfer hielt, daß nichts als „die Hefen darinne blieben.

„Die Geistlichen richteten nichts mehr bey ihm „aus, als die Aerzte. Sie besuchten ihn, da er „den Tod vor Augen und das Glas in der Hand „hatte, um ihn vorzubereiten, und mit einigen „Empfindungen der Religion sterben zu sehen. „Einer von ihnen verlangte das Gebet des Herrn „von ihm zu hören; er sahe darauf den Geistlichen starr an, und fragte, was das wäre. Man „antwortete ihm, daß es das Vater unser sey, „und daß, wenn er dieses Gebet nicht gelernt hätte, er nur ein anderes christliches Gebet hersagen sollte, damit er als ein frommer Mensch stürbe. Ich, sagte er in einem dreusten Tone, habe nie ein anderes Gebet gekannt, als das: a) „Cinthia hat zuerst mit ihren Blicken mich Unglücklichen eingenommen, da ich zuvor noch keine Begierden kannte. Und kaum hatte er zehn „oder zwölf Verse aus dieser Elegie des Properz „hergesagt, als er zwischen den Weingläsern und „Kannen verstarb.„

Einige andere Schriftsteller berichten, daß ihn ein Prediger in seinen letzten Augenblicken mit des Plinius Naturgeschichte in der Hand gefun-

a) Cinthia prima suis miserum me cepit ocellis,
Contractum nullis ante cupidinibus.

gefunden, ihm dieses Buch genommen und die Bibel dafür gegeben habe. Buchanan aber habe sie weggeworfen und gesagt: „Gehet, ich finde im Plinius mehr Wahrheiten, als in allen „euern Schriften.„

Man muß diese Erzählungen aber alle als Fabeln verwerfen, und sich bloß an ein Schreiben des Buchanan an seinen vertrauten Freund Elias Vinet halten. Thuanus hatte dasselbe gesehen und gelesen. Man erkannte darinne die zitternde Hand eines sterbenden Alten, dessen Seele aber voll philosophischer Standhaftigkeit war. Buchanan beschwerte sich darinne mehr über den Ueberdruß des Lebens, als über die Ungemächlichkeiten des Alters. Er sagte, daß er den Hof mit der Einsamkeit zu Sterlin vertauscht habe, um mit dem wenigsten Geräusche sich aus einer ungleichen Gesellschaft, das ist, als ein Todter sich von den Lebenden zu entfernen. a)

b) Hoc unum satago, ut quam minimo cum strepitu ex inaequalium meorum, hoc est, mortuus e vivorum contubernio dimigrem.

Tasso

Tasso mit der Academie della Crusca.

Es ist ohne Zweifel für die Gelehrsamkeit schon ein nachtheiliger Umstand, wenn ein Gelehrter dem andern nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt: nichts aber ist derselben schädlicher, als die offenbare Ungerechtigkeit einer ganzen Gesellschaft, welche, anstatt gute Köpfe zu ermuntern, sich alle Mühe giebt, sie zu unterdrücken. Die berühmte Academie della Crusca zu Florenz ist ein augenscheinlicher Beweis davon. Sie wird sich in den Augen der Verehrer des Tasso nie wegen ihres Eifers gegen einen der größten italienischen Dichter rechtfertigen können.

Surrento ist der Geburtsort des Torquato Tasso. Sein Vater hieß Bernard Tasso, und die Mutter Portia de Rossi. Er kam im J. 1544 zur Welt, und konnte sich rühmen, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite von einer berühmten Familie abzustammen. Seine Großmutter war eine geborne Cornaro, und es ist bekannt, daß eine edle Venetianerinn keinen Mann vom Mittelstande heirathet. Die Familie des Tasso war seit langen Zeiten eine der angesehensten in Italien gewesen; aber unser Dichter sahe nichts

nichts mehr von dieser alten Herrlichkeit. Sein Vater, der schon während der Abnahme seines Hauses auf die Welt gekommen war, hatte sich bey dem Fürsten von Salerno in Dienste begeben, der nach der Zeit durch Carl V um sein Fürstenthum gebracht ward. Eben diese Ergebenheit gegen den Fürsten von Salerno ist die Gelegenheit zu dem Streite zwischen dem Torquato Tasso und der Academie della Crusca gewesen.

Die Neapolitaner hatten dem Fürsten von Salerno aufgetragen, bey Carln V wegen der Rechte ihrer Nation Vorstellungen zu thun. Dieser Auftrag war kützlich. Der Fürst zog den Tasso und einen Florentiner, Namens Martelli, zu Rathe, ob er ihn annehmen oder ausschlagen sollte. Martelli rieth, den Antrag auszuschlagen; Bernard Tasso aber, der erhabenen Geistes, entschlossen und beherzt war, meynte, daß der Prinz die Wahl der Neapolitaner bestätigen, und den Auftrag annehmen solle. Dieser Streit ward in ganz Italien bekannt, und ein ieder sprach nach seinem eigenen Vortheile davon. Torquato Tasso suchte alle Stimmen für die Meynung seines Vaters zu vereinigen. Er verfertigte in Eil eine Schrift unter dem Titel: a) Gonzaga, oder das erlaubte Vergnügen. In dieser Schrift, die in die Gestalt einer

a) Il Gonzaga o vero del piacer honesto.

einer Rede eingekleidet ist, legt Tasso alle die Gründe vor, die den Fürsten von Salerno bewegen könnten, eine so spitzige Commission anzunehmen oder auszuschlagen. Er zeigt, daß sein Vater Bernardo seine Ergebenheit gegen den Prinzen nicht besser an den Tag legen könnte, als durch das, was er ihm anrieth. Dem Florentiner, Martelli, wird dagegen in dieser Rede sehr übel begegnet. Die Academie della Crusca würde wider den Tasso noch nichts gehabt haben, wenn er nicht die ganze Nation der Florentiner eben so heftig angegriffen hätte, als den Martelli.

Torquato legte diese Worte seinem Vater in den Mund: „Neapolis ist nicht so, wie Florenz, „eine Stadt von Bürgern und Kaufleuten. Man „kann von dem Rathe zu Neapolis eben das sa„gen, was Cineas von dem römischen Rathe zum „Pyrrhus sagte, daß er eine Versammlung von „Königen sey. Der neapolitanische Adel ist „nicht mit dem Pöbel und Handwerksleuten „der Stadt Florenz zu vergleichen, die ein Sa„vonarola durch seine unsinnigen Reden zum Auf„ruhr brachte.„

Dieser Ausfall auf die Florentiner beleidigte sie auf eine empfindliche Weise. Sie waren zuvor schon auf den Tasso ungehalten, da er in einer Vergleichung der Schönheiten Frankreichs und Italiens, der Stadt Florenz mit keinem Worte erwähnt hatte. Dieses vorsetzliche Stillschweigen ward von allen Florentinern als eine

Beleidigung angesehen. Besonders nahm sich die Academie della Crusca der Sache an. Sie rühmte sich, daß ihr Land das fruchtbarste an großen Männern sey. Es ist vielleicht keine Academie, die größere Anforderungen macht, als diese. Ihrer Meynung nach sollte der Beyname a) della Crusca dem Tasso schon Ehrerbietung eingeflößt, und ihm ein Stillschweigen auferlegt haben. Unterdessen ließen sie den Verdruß über einen Verwägenen nicht gleich merken, sondern warteten auf eine andere Gelegenheit, wo sie ihn ausbrechen lassen wollten.

Der berühmte Pellegrini gab ihnen diese Gelegenheit. Er hatte ein Gespräch über das epische Gedicht gemacht. Er stellte darinne eine Ver-

a) Bedeutet Kleyen, und alles, was von dem Mehle zurück bleibt, wenn es gesiebt wird. Die Academie wollte durch diesen Namen zu erkennen geben, daß sie sich besonders bestrebe, die italienische Sprache zu reinigen. Der Ort, wo sich die Mitglieder versammeln, ist mit Devisen und Anspielungen auf das Wort Crusca geziert; iedes Mitglied wählt auch einen darauf sich beziehenden Namen. Die Stühle sehen wie Brodkörbe, und die Lehnen daran wie Mehlschaufeln aus. Die großen Stühle sind den Körben ähnlich, in denen man Getraide aufhebt. Die Küssen auf den Stühlen der vornehmsten Academisten sind von grauem Atlas, und wie Säcke gemacht. Auch die Leuchter, auf die man die Lichter setzt, haben die Gestalt der Mehlsäcke.

Vergleichung zwischen dem rasenden Rolande des Ariosto und dem befreyeten Jerusalem des Tasso an. Die Schönheiten und Fehler beyder Gedichte wurden mit einander verglichen, und dem leztern vor dem erstern der Vorzug zugesprochen. „Das Gedicht des Roland, sagte „er, ist einem großen und weitläuftigen Pallaste „gleich, dessen prächtige Zimmer allenthalben mit „kostbarem Marmor geziert sind, und von Golde „und Azur glänzen; der aber wider alle Regeln „der Kunst gebaut, und nur die Einbildungs„kraft der Unwissenden zu verblenden fähig ist: „da hingegen das befreyte Jerusalem einem „weniger weitläuftigen, aber weit besser eingerich„teten Pallaste ähnlich ist. Die Zierrathen sind „daran nicht ohne Wahl verschwendet; sie „sind verhältnißmäßig und mit Geschmack an„gebracht. Es ist ein vollkommen regelmäßi„ges Gebäude, welches den Kennern unge„mein gefällt.„

Dieses Urtheil des Pellegrini mißfiel der Academie zu Florenz gar sehr. Sie wollte den Ariosto über den Tasso erhoben haben. Ihr Secretair, Sebastian de Rossi, mußte den Pellegrini widerlegen, und Rossi, der als ein sehr junger Mensch zu diesem wichtigen Platze gelanget war, suchte sich durch Handlungen hervor zu thun, welche Aufsehen machten. Er schrieb demnach dreust wider den Tasso, und trug kein Bedenken, die Fehler desselben zu vergrößern, da er versichert war, daß er den Beyfall seiner Gesellschaft gewiß

haben würde. Er kehrte demnach die Lobeserhebung gerade um. „Das Gedicht des Ariosto, „sagte er, ist ein sehr regelmäßiger Pallast, wel„cher vor dem Gedichte des Tasso alle Zierrathen „und Schönheiten voraus hat, welche Pellegrini „diesem zugesteht: da hingegen das befreyte Je„rusalem ein sehr elendes, kleines, enges und „zerrissenes Gebäude ist, welchem es überall an „Zierde und Proportion fehlet, so, daß es den „elenden Hütten ähnlich sieht, welche zu Rom „neben den prächtigen Bädern des Diocletians „stehen. Ein einziges Zimmer des vom Ario„sto aufgeführten Pallasts ist dem ganzen Ge„bäude des Tasso vorzuziehen. Die kleinste „Episode im Roland ist mehr werth, als das „ganze Jerusalem. Kurz, es ist unter den bey„den Gedichten eben der Unterschied, als unter „dem Scheine der Sonne und einer kleinen „Lampe.

Die Critic des Rossi war so unverschämt, sowohl in Ansehung der Parteylichkeit, als auch der persönlichen Beleidigungen gegen den Tasso, daß selbst diejenigen, die sie verlangt hatten, sie allzu heftig fanden. Verschiedene academische Mitglieder traten nun von der allgemeinen Zusammenverschwörung ab, und namentlich Leonard Salviati. Dieser Academiker brachte noch einige andere auf andere Gedanken, und bemühete sich, mit ihnen gemeinschaftlich die Ehre der Academie zu retten. Er hatte alle Ursache zu fürchten, daß Pellegrini, den die Academie zu widerle-

gen

gen befohlen hatte, die Feder wieder ergreifen und die Spötter auf seine Seite ziehen möchte. Salviati ließ durch einen gemeinschaftlichen Freund geschwind an den Pellegrini schreiben, und ihn von der Gegenantwort abmahnen; aber es war zu spät. Pellegrini hatte schon geantwortet. Doch war die Art, wie er sich an der Academie, wegen der in ihrem Namen verfertigten Widerlegung, gerochen hatte, sehr bescheiden. Er hatte gesagt, daß die Academiker in dem auf ihren Befehl verfertigten Werke keine andere Absicht gehabt hätten, als sich zu belustigen, und ihren Witz in Behauptung der allersonderbarsten Sätze zu zeigen. Diese Ironie beleidigte den Rossi mehr, als man glauben kann. Er ließ ein Schreiben herum gehen, in welchem er versicherte, daß er nichts behauptet habe, was er nicht im Ernste gemeynt. Er führte das Urtheil, das er gefällt hatte, so wie die Klagen der Florentiner wider den Tasso, zum Bewegungsgrunde an. Alles dieses, wie man leicht vermuthet, geschahe nicht ohne viel Bitterkeit, um den Verfasser des befreyten Jerusalems und seinen Apologisten herunter zu setzen. Es nahmen auch noch verschiedene andere Schriftsteller die Partey für oder wider den Poeten; so, daß ganz Italien am Ende des sechzehnten und Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mit Streitschriften über diese Materie überschwemmt ward.

Tasso allein war es, der von allem nichts hörte, als man sich am heftigsten über sein poetisches Verdienst stritt. Er war damals zu Ferrara im Gefängnisse. Man würde ihn nicht ungestraft angegriffen haben, wenn er dieses Unglück nicht gehabt hätte. Die Herzhaftigkeit war ihm eigen. Er hatte davon schon gegen einen gewissen Camillo Camilli einen Beweis abgelegt, den er zu Venedig zu einem Zweykampfe heraus forderte, weil dieser, in der Einbildung, daß das befreyete Jerusalem noch nicht ganz sey, fünf Gesänge schmierte, und sie eine Fortsetzung dieses Gedichts nannte. Camilli furchte so sehr sich gegen einen der besten Degen seiner Zeit zu messen, daß er lieber eine Tracht Schläge vom Tasso annahm, als sich auf die Ausforderung desselben einließ. Tasso würde deswegen viel Ungelegenheit gehabt haben, wenn der Rath zu Venedig ihm nicht in Ansehung seiner großen Verdienste eine so gewaltsame That vergeben hätte.

Das Geschrey der Streiter, die entweder für oder wider ihn fochten, drang endlich bis zu seinem Gefängnisse durch. Es gieng ihm sehr nahe, daß er seinen poetischen Ruhm, diesen eingebildeten Trost in wirklichen Unglücksfällen, von allen Seiten angegriffen sehen sollte. Er gab sich alle Mühe, sein trauriges Schicksal sich aus dem Sinne zu schlagen, und war nur bedacht, das zu retten, was ihm auf der Welt das Liebste war. Er verband sich mit seinen Freunden,

ergriff

ergriff die Feder und schrieb eine doppelte Vertheidigung; eine über sein Gedicht, die andere über seine Person. In dieser zweyten Abtheilung rechtfertigte er sich wegen der Vorwürfe, die ihm die Florentiner machten.

Der Secretair der Academie della Crusca, dieser geschworne Feind des Tasso und seines Vertheidigers Pellegrini, fuhr in den Feindseligkeiten fort: das Publicum aber nahm daran weniger Antheil. Er war endlich der Schriften wider den Tasso, die so häufig zum Vorschein kamen, überdrüßig geworden.

Dieser seltene Geist, dessen Bescheidenheit wenigstens eben so groß war, als seine Talente, der vielleicht der ganzen Academie della Crusca in der Poesie hätte Unterricht geben können, war nicht abgeneigt, sich ihrem Urtheile zu unterwerfen. So sehr auch ihre ewigen Critiken über ihn ausschweiften, so glaubte er doch, etwas zu seinem Unterrichte darinne zu finden. Er verbesserte sein Gedicht nach denselben, oder machte vielmehr ein ganz neues. Tasso hatte sein befreytes Jerusalem in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, und also in einem Alter angefangen, wo die Einbildungskraft der Poesie überaus günstig ist; und er verfertigte sein erobertes Jerusalem, als er schon allerhand Widerwärtigkeiten erfahren, und sein Geist mit mancherley Unglücksfällen kämpfen mußte. Das eroberte Jerusalem, das um diese Zeit angefangen, und ganz nach dem Plane der academi-

schen Aristarchen verfertigt ward, ist daher ein sehr schlechtes Werk. Anstatt daß sie darüber mehr beschämt hätten seyn sollen, als Tasso, so schoben sie vielmehr die Schuld des mislungenen Versuchs lediglich auf ihn, und gaben sein Talent für sehr mittelmäßig aus. Sie machten sogar keinen Unterschied zwischen dem befreyten und dem eroberten Jerusalem; sondern von beyden Gedichten schienen ihnen eins so schlecht, als das andere.

Rossi nahm daher Gelegenheit, den Ariosto destomehr zu loben, und den Tasso weit unter die elendesten Reimer in Italien zu setzen. Er wiederholte es beständig, „daß das befreyte Jerusalem das schlechteste von allen Werken sey, „welche ie zum Vorschein gekommen sind; daß „es bloß der Neuheit wegen gelesen, und bald in „Vergessenheit gerathen würde; daß es ein tro„ckenes, armseliges, verstümmeltes, unregelmäs„siges, eckelhaftes und unangenehmes Gedicht „sey; daß die Schreibart desselben zu trocken, „kurz, frostig und dunkel sey; er tadelte dabey „noch die niedrigen und pedantischen Verglei„chungen, die rauhen und holprichten Verse „desselben.„

Die Freunde des Tasso ließen sich auch noch einige Zeit hören; aber endlich ward ihr Schreyen durch die Cabale unterdrückt. Einer der größten Dichter seiner Nation ward als ein Reimer ohne Genie angesehen. Der Schleyer, welcher aller

aller Augen bedeckte, ward endlich von einer Hand hinweg gezogen, die am ersten das Publicum im Irrthume hätte lassen sollen. Ein Urenkel des Ariosto wagte es, dem Tasso Gerechtigkeit zu verschaffen. Horaz Ariosto, der weniger von der enthusiastischen Neigung der Academie della Crusca gegen seinen Onkel, als von der Verachtung gegen den Tasso gerührt ward, fällte ein Urtheil über diese beyden Poeten. Die Art, wie er sich darüber erklärt, kann nicht richtiger und unparteyischer seyn. „Man kann „diese beyden Dichter, sagt er, nicht mit einan„der vergleichen, da sie einander gar nicht ähn„lich sind. Die Schreibart des einen ist ernst„haft und prächtig; des andern seine aber ist ge„mein und scherzhaft. Tasso ist den Regeln des „Aristoteles gefolgt; Ariosto aber hat nur die „Natur zu seinem Führer gehabt. Tasso, der „sich in seinem Gedichte die Einheit der Hand„lung zur Pflicht macht, hat sich eines beträcht„lichen Vortheils beraubt, nämlich der Mannich„faltigkeit der Vorfälle. Ariosto, der diesen „Zwang nicht kennt, hat dagegen das seinige mit „einer Menge angenehmer Begebenheiten ange„füllt, welche den Leser ungemein belustigen. Sie „haben dem ungeachtet beyde den Zweck erreicht; „sie gefallen alle beyde: aber sie sind auf ganz „verschiedenen Wegen dahin gelangt. Da man „nun schwerlich bestimmen kann, welcher Weg „von beyden der beste sey, so kann man auch die„se beyden Gedichte nicht mit einander vergleichen,

„noch entscheiden, welches vor dem andern den „Vorzug habe.„

Auf diese Weise ward Tasso, nach einer langwierigen Verfolgung, und da er so oft das Opfer seiner Feinde und Nebenbuhler ward, aus der Verachtung hervor gezogen, zu welcher man ihn auf immer verdammt hatte. Seine Widerwärtigkeiten machten seinen Ruhm noch ansehnlicher. Man hielt um seine Befreyung aus dem Gefängnisse zu Ferrara an, in welches ihn die Liebe zu zweyen Malen führte. Er hatte sich in die Eleonora d'Este, Schwester des Alphonsus, Herzogs von Ferrara, so heftig verliebt, daß er darüber von Sinnen kam. Eleonora sahe wohl, daß sie ihm in seinen Augen nicht gleichgültig sey, und fühlte ebenfalls die zärtlichste Neigung für ihn. Man darf darüber gar nicht erstaunen. Er besaß alles, wodurch man gefällt: einen liebenswürdigen und einnehmenden Character, eine gute Gestalt, viel Angenehmes im Umgange, eine erhabene Seele, eine überaus feurige Einbildungskraft, und eine besondere Leichtigkeit, gute Verse zu machen.

Nachdem er seine Freyheit wieder erhalten hatte, war er sogleich bedacht, Ferrara, diesen für ihn so angenehmen und zugleich grausamen Ort, zu verlassen. Er durchreisete verschiedene italienische Städte, als Pavia und Neapolis. Man erwies ihm allenthalben große Ehre; aber er hatte Geld nöthig. Seine verschiedenen Begebenheiten hatten ihn in einen kläglichen Zustand

versetzt. Mehr als einmal hatte er sich schon von allem entblößt, in der Gefahr, Hungers zu sterben, genöthigt, zu Fuße von einer Stadt zur andern zu gehen, mit Lumpen bedeckt, von seinen Beschützern und selbst von denen verlassen gesehen, die er in seinen Gedichten am meisten gelobt hatte. Eine Schwester, die er zärtlich geliebt hatte, vergaß ihn; seine Freunde bemüheten sich seinetwegen um nichts, und glaubten genug zu thun, daß sie ihn beklagten. Endlich aber nahm man sich seiner auf alle Art wieder an. Seine alten Freunde und Beschützer wachten wieder auf. Verschiedene Cardinäle und die größten Prinzen in Italien verehrten um die Wette das größte Genie der Nation, dessen Verse sie heut zu Tage singt, so wie die Griechen die Verse des Homers sangen; den Verfasser eines Gedichts, welches sie der Iliade und Aeneis an die Seite setzt. Clemens VII wollte gleichfalls dem Tasso eine besondere Ehre erweisen, und berief ihn nach Rom.

Dieser Pabst hatte in einer Versammlung von Cardinälen beschlossen, ihm einen Lorbeerkranz zu überreichen, und ihm die Ehre des Triumphs zu geben; eine Ceremonie, die damals eben so ernsthaft und eben so merkwürdig in Italien war, als sie lächerlich in Frankreich scheint. Die beyden Cardinäle Aldobrandini, Nepoten des Pabsts, die sich eine Ehre machten, den Tasso zu bewundern und zu lieben, giengen ihm mit einer großen Anzahl von Prälaten und andern angese-

henen Personen bis auf eine Meile weit von Rom entgegen. Er ward beym Pabste zur Audienz geführt, und der Pabst sagte zu ihm: „Ich wün„sche, daß ihr die Lorbeerkrone annehmen möget, „welche bisher allen denen eine Ehre gewesen ist, „die sie getragen haben.„ Die Krönung sollte im Capitolio geschehen. Die beyden Nepoten machten die Zubereitungen dazu. Der Sieg des Tasso war dem Gipfel der Vollkommenheit nahe: aber der Poete, der sein ganzes Leben hindurch unglücklich gewesen war, verfiel in eine tödtliche Mattigkeit während diesen Zubereitungen, gleich als ob das Glück bis ans Ende seiner Tage mit ihm hätte spielen wollen. Diese Mattigkeit kam von verschiedenen heftigen Krankheiten her, die seinen sonst gesunden Körper geschwächt hatten. Er verlor dabey bisweilen die Vernunft, und wenn er sie wieder erhielt, so verfiel er wieder in eine Melancholie und entsetzliche Verzweifelung. Er starb noch den Tag vorher, als er gekrönt werden sollte, im ein und funfzigsten Jahre seines Alters. Wenn ie ein Mensch unglücklich gewesen, so ist er es. Man kann ihn an die Spitze der unglücklichen Dichter setzen, dergleichen Lucanus, Ovidius, Camoens und Milton gewesen. In seiner Jugend ließ er sich zu Padua in die Academie degli Aetherei, unter dem Namen di repentito, aufnehmen, um dadurch anzudeuten, daß er alle Augenblicke bedauere, die er nicht der Poesie gewidmet hatte. Da er nach der Zeit durch sie unglücklich ward,

so

so hätte er, in einem andern Verstande, den Namen eines Poeta repentito annehmen können.

Er übte sich fast in allen Arten, in den Helden- dramatischen und Schäfergedichten. Es sind auch noch eine Menge kleinere Gedichte von ihm übrig, als Lieder, Sonnete, Madrigale, Sinngedichte. Sein größtes Werk aber ist Gottfried, oder das befreyte Jerusalem, das er in Frankreich in der Abtey Chalis verfertigt hat, von welcher der Cardinal d'Este Abt war. Tasso hatte von der Zeit an alle Ursache, mit der Nation zufrieden zu seyn. Er ward auf einer Reise, die er mit dem Nuntius dahin that, von Carl IX mit großer Achtung aufgenommen und mit Wohlthaten von ihm überhäuft.

Einige Mitglieder der Academie della Crusca verfolgten den Poeten bis jenseits des Grabes. Sie erneuerten nach seinem Tode die so lange schon bestrittene Frage über den Vorsitz auf dem italienischen Parnasse, und gaben nochmals dem Ariosto den ersten Platz. Anstatt ihre vorigen Schmähungen zu widerrufen, machten sie es beynahe noch ärger. Das Publicum ward mit übertriebenen und selbst ärgerlichen Critiken überschüttet. Die Anführung der Titel würde schon den geduldigsten Leser ermüden.

Die Zeit, die alle mittelmäßigen Schriften in Vergessenheit bringt, vermehrt die Bewunderung des befreyten Jerusalems von Zeit zu Zeit. Es hat in der That seine großen Fehler. Der Zauberer Ismen, der mit einem Bilde der heil. Jungfrau einen Talisman macht; die Geschichte der Olinde und der Sophronia, Personen, die man für die Hauptcharactere des Gedichts hält, und die doch gar nicht dazu gehören; die zehn christlichen Prinzen, die in Fische verwandelt werden; der Papagoy, der Lieder von seiner eigenen Erfindung singt; das Gemische von christlichen und heidnischen Ideen; die Wortspiele und kindischen Spitzfündigkeiten; alles dieses verstellt ohne Zweifel das befreyte Jerusalem. Das aber, was verursacht, daß man dieses Gedicht, der Critiken der Academie zu Florenz und des Despreaux ungeachtet, stets mit Vergnügen lesen wird, ist die Wahl der Materie, das Wahre und Abstechende in den Characteren, die Ausführung des ganzen Werks, die sonderbare Kunst, Begebenheiten vorzubereiten, die geschickte Vertheilung des Lichts und Schattens, das rührende Gemälde der Unruhen des Krieges und der Vergnügen der Liebe, das große Interesse, das von einem Buche zum andern steigt, die deutliche, zierliche, bezaubernde, majestätische oder gemeine, starke oder gemäßigte Schreibart, nachdem es der Gegenstand der Sachen erfordert.

Die Zaubereyen, worüber sich heut zu Tage die Engländer und Franzosen gleich lustig machen, trifft man beym Ariosto eben so häufig an, als beym Tasso. Auf der andern Seite muß man aber auch zum Vortheil des Ariosto, und zur Ehre seiner Anhänger gestehen, daß dieser Schriftsteller die feurigste und fruchtbarste Einbildungskraft habe; daß sein Colorit lebhaft und glänzend sey; daß man die Natur in allen seinen Gemälden erkenne, selbst in denen, die sich am weitesten von ihr zu entfernen scheinen. Mit einem Worte, wenn Tasso ein schöneres Gedicht gemacht hat, so ist doch sein Nebenbuhler vielleicht ein größerer Poete.

Gabriel Naudäus

mit den

Benedictinern.

Das Buch von der Nachfolge Jesu Christi war die Materie zu diesem Streite. Der Verfasser hat eben so sorgfältig gesucht, verborgen zu bleiben, als andere suchen, bekannt zu werden. Sein unvergleichliches Werk ist in seiner Art vollkommen. Wir haben nichts von den Alten, was man mit ihm vergleichen könnte. Weder die Trostschreiben des Seneca, noch des Boethius, kommen ihm an Güte gleich. Die

Nach-

Nachfolge Jesu Christi ist für den Christen und Philosophen gleich reizend. Dieses Werk ist in alle Sprachen übersetzt, und hat in keiner Uebersetzung etwas verloren, woraus man auf seinen innern Werth schließen kann. Die allerbarbarischsten Völker haben Geschmack daran gefunden. Man sagt, daß es ein König von Marocco in seiner Bibliothec in einer türkischen Uebersetzung gehabt, und es allen andern Büchern zusammengenommen vorgezogen habe.

Je verborgener der Verfasser desselben bleiben wollte, desto begieriger war man, ihn zu entdecken. Die Gelehrten haben sich in Muthmaßungen ganz erschöpft. Die einen haben es dem Johann Gerson, Doctor und Kanzler der Universität zu Paris, zugeschrieben; die andern legten es dem Abte Gersen, einem Benedictiner, bey. Eine dritte Meynung theilte es dem Thomas a Kempis, regulirten Canonicus des Augustinerordens, zu, der schon andere andächtige Bücher verfertigt hatte, und im J. 1471 im Geruch der Heiligkeit verstorben war. Jeder Gelehrte führte Gründe für seine Meynung an, wodurch er zugleich seine Gegner zu widerlegen meynte. Der Streit war sehr lebhaft; dem ungeachtet blieb er lange Zeit unterdrückt. Unter der Regierung des Cardinals Richelieu aber kam er aufs neue zum Vorschein.

Dieser große Mann, der dem Publico von den besten Werken in allen Arten gern schöne

Aus-

Ausgaben verschaffen wollte, befahl, auch eine von dem Buche von der Nachfolge Jesu Christi zu machen. Er wollte sie selbst im Louvre gedruckt haben. Der General der Benedictiner, der P. Gregorius Tarisse, erfuhr diesen Anschlag, und glaubte, daß es ietzt die bequemste Zeit sey, die Ansprüche seines Ordens geltend zu machen. Er begab sich zu Sr. Eminenz, und bat, daß sie die neue Ausgabe, unter dem Namen des Johann Gersen, ausgehen lassen möchten. Der General gab ihn für den wahren Verfasser aus, und gründete sich auf vier alte Manuscripte zu Rom.

Der Cardinal schrieb sogleich nach Rom, um diese Manuscripte untersuchen zu lassen. Von allen Gelehrten, die sich damals zu Rom befanden, schickte sich keiner besser zu dieser Untersuchung, als Gabriel Naudäus. Er konnte viel Sprachen, verstand sich auf die Critic und liebte die Bücherkenntniß sehr. Verschiedene Cardinäle machten ihn zu ihrem Bibliothecarius. Seine Vertheidigung berühmter Männer, die man der Zauberey verdächtig hielt, zeigt, daß er ein großer Feind der Vorurtheile gewesen sey. Es ward ihm demnach aufgetragen, diese Manuscripte zu untersuchen. Es ward ihm einer von den Unterbibliothecaren des Vaticans zugegeben. Beyde wandten alle Aufmerksamkeit zu dem ihnen aufgetragenen Geschäffte an: aber ihr Ausspruch war nichts weniger, als den Benedictinern günstig. Es schien dem Naudäus,

däus, so wie auch seinem Gehülfen, daß der Name Gersen, der auf einem Paar Manuscripten stand, von einer neuern Hand hinzu geschrieben sey.

Naudäus meldete seine Bemerkung an die gelehrten Herren Düpui, und erklärte sich weitläuftig darüber. Er erkannte zugleich, da er die Ansprüche der Benedictiner als ungegründet verwarf, den Thomas a Kempis, einen aus dem Churfürstenthume Cölln gebürtigen, regulirten Canonicus des Augustinerordens, für den einzigen und wahren Verfasser des Buchs von der Nachfolge. Dieser Bericht ward dem gelehrten P. Fronteau, gleichfalls regulirten Canonicus dieses Ordens, mitgetheilt. Er kannte sich für Freuden nicht, da er die Ehre sahe, die seiner Congregation zuwachsen sollte. Der P. Fronteau ließ geschwind das Buch von der Nachfolge unter dem Titel drucken: **Vier Bücher von der Nachfolge Christi, vom Thomas a Kempis, nebst dem Beweise, daß man dieses Buch dem Benedictiner, Johann Gersen, fälschlich zugeeignet habe.** a)

Dieser Herausgeber ermangelte nicht, den Bericht des Naudäus an die Herrn Düpui, wegen

a) Thomae a Kempis de Imitatione Christi libri IV, cum evictione fraudis, qua nonnulli hoc opus Joanni Gersen, Benedictino, attribuerunt.

gen der vier Handschriften vom Buche der Nachfolge Jesu Christi, beyzufügen. Die Benedictiner wurden deßwegen wider den P. Fronteau aufgebracht; am meisten aber ärgerten sie sich über den Bericht selbst. Die ganze Congregation zu St. Maur ergriff die Waffen wider den Verfasser desselben, und schrieb in griechischer und lateinischer Sprache Schriften über Schriften wider ihn. Der P. Robert de Quatremaires, mit diesen gelehrten Prahlereyen noch nicht zufrieden, nahm seine Zuflucht zugleich zum Schimpfen. Er beschuldigte den Naudäus, daß er die Handschriften verfälscht, und sich von den regulirten Canonicis durch ein Priorat ihres Ordens habe erkaufen lassen. Der P. Franciscus Valgrave, ein anderer Benedictiner, kam seinem Mitbruder zu Hülfe, und warf gleichfalls dem Naudäus vor, daß er in der Untersuchung der Handschriften, und in dem Berichte darüber, nicht ehrlich zu Werke gegangen.

Naudäus gerieth in Verzweifelung, und wollte wegen dieser gehäßigen Vorwürfe Satisfaction haben. Eine bloße gelehrte Streitigkeit ward nun zu einem Criminalprocesse. Naudäus ließ beym Chatelet eine Bittschrift überreichen, in welcher er um die Unterdrückung der Schriften des Quatremaires und Valgrave Ansuchung that. Die Benedictiner wollten diesen Gerichtshof nicht annehmen, und zogen die Sache vor die Requetenkammer des Königs.

Es kamen nun eine Menge Klage von einer und der andern Parter zum Vorschein, in welchen sie sich beyde lächerlich machten. Naudäus gab eine unter einem ziemlich weitläuftigen und comischen Titel heraus, a) und alle Gelehrte nahmen seine Partey. Verschiedene von ihnen schrieben sogar zu seiner Vertheidigung, und brachten neue Gründe an den Tag, wodurch dem Thomas a Kempis und seinem Orden eine Ehre zugestanden ward, die der Benedictinerorden ihnen rauben wollte.

Die-

a) Ich wage keine Uebersetzung davon, sondern will ihn lieber von Wort zu Worte abschreiben: Raiſons péremptoires de maître Gabriel Naudé, demandeur en ſuppreſſion d'injures et calomnies, et défendeur en main levée contre D. Placide Rouſſel, Robert Quatremaires et François Valgrave, religieux bénédictins, défendeurs en main levée des livres ſur eux ſaiſis, et les congràgations de St. Maur et de Cluny, intervenans, pour montrer, que les quatre manuſcrits de Rome, dont leſdits bénédictins ſe ſervent pour ôter le livre de l'*Imitation de Jeſus-Chriſt* à Thomas à Kempis, et le donner à un ſuppoſé Gerſen, ſont falſifiés, et qu'ils ne peuvent l'avoir été que par le nommé Conſtantin Cajetan, religieux bénédictin, ou par quelques autres du même ordre, avec une conviction manifeſte des dix fauſſetés principales, commiſes par leſdits bénédictins, en la ſeule affaire de leur prétendu Gerſen, 1652 in 4.

Dieser Proceß mit den regulirten Chorherren dauerte eine ziemliche Zeit; endlich aber ward er den 12 Februar 1652 beygelegt, nachdem er für die Advocaten eine Materie zu mancherley Scherz und Spöttereyen gewesen war. Man gab die Verordnung, daß alle Beleidigungen auf beyden Seiten vergessen, die Exemplare der Schrift des Valgrave, die man habhaft werden könnte, unterdrückt, und das Buch von der Nachfolge Jesu Christi nie wieder unter dem Namen des Johann Gersen, Abts zu Verceil, sondern des Thomas a Kempis gedruckt werden sollte.

Die Benedictiner glaubten ihren Proceß noch nicht verloren zu haben. Sie appellirten von der Requetenkammer an die große Kammer; diese Appellation blieb aber unausgeführt liegen. Da sie überhaupt nicht gern Processe führen, so haben sie auch diesen freywillig verlassen.

Theophrast Renaudot
mit der
medicinischen Facultät
zu Paris.

Theophrast Renaudot, geboren zu Loudûn, war einer von den Männern, welche bey allen ihren Anschlägen nichts als das gemeine Beste vor Augen haben, und die der menschlichen Gesellschaft zur Ehre gereichen. Den Armen zu helfen, war die Beschäfftigung seines ganzen Lebens. Er wandte, wenn sie krank waren, alles an, was ihm seine Einsicht in die medicinische Gelehrsamkeit und eine lange Erfahrung an die Hand gab. Wenn er sie gesund, aber im Elende oder in einem strafbaren Müßiggange fand, so ermunterte er sie zur Arbeit, gab ihnen Mittel und Gelegenheit an die Hand, und gab seinem Vaterlande Unterthanen wieder, welche für dasselbe verloren gewesen wären.

So viel Eifer fürs Gute mußte sich billig auf einem größern Schauplatze zeigen. Renaudot kam demnach im J. 1612 nach Paris, nachdem er zuvor die Doctorwürde von der medicinischen Facultät zu Montpellier erhalten hatte. Zu Paris bekam er das Decret eines königlichen Arztes, und

und bald darauf Patentbriefe, in welchen ihm erlaubt ward, den Armen öffentlich in ihren Krankheiten beyzustehen. Diese kamen haufenweise zu ihm gelaufen. Einige Aerzte, entweder aus Begierde zu lernen, oder weil sie seine guten Werke gern mit ihm theilen wollten, fanden sich bey diesen Versammlungen ein. Er hatte ein Leihhaus errichtet, in welchem man Geld auf Pfänder lieh. Er erhielt zugleich die Aufsicht über die Addreß- und Intelligenzcomptoire in Frankreich. Der Name des Renaudot war in großer Achtung, und er ist es auch, der die öffentlichen Zeitungen erfunden und Mode gemacht.

Sein Ruhm, seine Achtung am Hofe, imgleichen die besondere Gunst des Volks brachten die Aerzte zu Paris wider ihn auf, so, daß sie ihn als einen verdächtigen Mann ansahen. Sie schrien wider die Versammlungen, die bey ihm unter dem Vorwande der Mildthätigkeit gehalten wurden, und verklagten ihn im J. 1643 beym Chatelet. Es ward ihm hierauf und allen seinen Anhängern, die nicht zur medicinischen Facultät zu Paris gehörten, verboten, die Arzeneykunst zu treiben, oder irgend eine Conferenz oder Versammlung in dem Addreßcomptoire, oder andern Oertern in der Stadt und Vorstadt zu Paris zu halten.

Renaudot appellirte ans Parlement, und bat, daß man ihn bey seiner vorigen Freyheit schützen

möge. Es nahmen sich auch eine Menge anderer Personen seiner Sache an: als der Kanzler, die Professoren und Doctoren der Facultät zu Montpellier, verschiedene Aerzte der Universitäten in den Provinzen, eine Anzahl Arme, und andere, welche, ohne selbst arm zu seyn, ihm wohlwollten, und besorgten, daß man nicht einen Haufen Unglückliche der ihnen nöthigen Hülfe beraubte. Der Marschall de l' Hopital, der Graf und die Gräfinn de Castres traten auf die Seite des Appellanten, und gaben eine Bittschrift für ihn ein. Die beyden Söhne des Renaudot, Issaac und Eusebius, hatten ihren besondern Advocaten. Sie brachten durch den Herrn Pücelle klagend an, daß, nachdem sie alle Unkosten angewandt, um die Doctorwürde von der Facultät zu Paris zu erhalten, man ihnen dennoch, aus Haß gegen ihren Vater, und sogar mit Verachtung eines Arret, welches sie desselben würdig erklärte, den Doctorhut nicht geben wollte.

Theophrast Renaudot gründete sein Recht auf die Doctorwürde, die er zu Montpellier erhalten hatte, auf das königliche Decret, auf die öffentliche Freyheit und auf den langen Besitz derselben. Er hatte beynahe schon dreyßig Jahre practicirt. Wenn man ihm unter der vorigen Regierung keine Einwendung machte, so hatte er es ohne Zweifel dem Schutze des Cardinals Richelieu zu danken. Ohne diesen würden die

Fein-

Feinde des Renaudot seinen großen Beyfall nicht mit ruhigen Augen angesehen haben.

Der Advocat der Facultät behauptete, daß der Titel eines königlichen Aerztes erschlichen sey, weil der Appellant nicht auf der Hofliste stand und keinen Gehalt empfieng. Er setzte hinzu, daß man nicht das Recht habe, die Arzeneykunst zu Paris zu treiben, wenn man auch ein Arzt von Montpellier wäre. Das Alterthum und der Vorzug beyder Facultäten ward bey dieser Gelegenheit untersucht. Die parisische schien das Uebergewicht zu haben. Man führte die strengen Examina, und alles, was man thun mußte, wenn man in dieselbe aufgenommen werden wollte, an. In den Facultäten der Provinzen, sagte man, ist es nicht eben so. Man geht da leicht überhin; zu Montpellier ist es gar nicht schwer, Doctor zu werden. Der Advocat machte einen Unterschied von zweyerley Doctoren, die von der Facultät creirt werden: die einen für die Stadt, und die andern fürs Land. Bey den erstern, sagte er, beobachtet man weit mehr Gebräuche; die andern aber, welche fortgeschickt werden würden, wenn sie in der Stadt practiciren wollten, werden nicht einmal befragt, wie lange und wo sie studirt haben, noch wie ihre Aufführung beschaffen ist. Welche Ungerechtigkeit! welche Parteylichkeit, wenn man eine an großen Männern so fruchtbare, und schon seit 1169 von den Schülern des Averroes und Avicenna gestiftete Facultät so zu unterdrücken sucht! Was

würde Rabelais a) gesagt haben, wenn er gelebt, und sie so verachten gehört hätte; er, der sich eine Ehre daraus machte, darzu zu gehören und ihre Vorrechte zu vertheidigen.

Es ward dem Advocaten leicht, die Facultäten in den Provinzen nicht zu schonen: wie aber wollte man den Aerzten das Recht streitig machen, in der ganzen Welt (vbique terrarum) zu practiciren? Es ist dieses der solenne Ausdruck in dem Decrete der Doctoren. Der Advocat gieng damit sehr listig zu Werke, und stellte eine Vergleichung an. Diese Clausel, sagte er, ist eine Art von apostolischer Mission, so wie die Gewalt das Evangelium allen Menschen in aller Welt zu predigen. Die medicinische Doctorwürde erhält durch die Bestätigung eines Kanzlers nicht mehr, als ein Priester durch sein Amt und seine Einsegnung. Er darf keinesweges sein Amt allenthalben und in allen Diöcesen ausüben. Die Kirchenpolicey und das Recht der Bischöfe gestatten dieses nicht. Die Universität zu Paris erkennt demnach keine andern Doctoren, als die sie selbst gemacht oder unter sich aufgenommen hat.

Das gute Werk der medicinischen Berathschlagungen ward als unnütz verworfen. Die Fa-

a) Man kann darüber in den Anecdoten Th. I S. 9 no. IV nachsehen. Der Autor erzählt diese Anecdote hier in einer Anmerkung.

Facultät, sagte man, hat schon dafür gesorgt. Man versammelt sich aus diesem Grunde alle Sonnabende in den Schulen. Es giebt außerdem in iedem Kirchspiele gewisse benannte Personen, welche die Armen besuchen müssen.

Besonders ward der Character des Renaudot, als Generalcommissarius der Armen zu Paris, angegriffen. „Er hat sich berühmt, sagte man, „die Hospitäler zu reformiren, und das Bettel„wesen im Königreiche abzuschaffen; man sieht „aber noch Bettler genug. Es ist ihm aufgetra„gen, die Armen mit kleinen Aemtern zu versor„gen, und er verkauft sie ihnen, und läßt sich „Gebühren davon bezahlen. Sein Leihhaus „ruinirt die Dürftigen, anstatt daß es ihnen zum „Vortheil seyn sollte, weil er nur den dritten „Theil des Werths auf ein Pfand leihet, und „sechs Deniers Interessen vom Livre auf zween „Monate nimmt. Er läßt sich noch das Ein„schreiben apart bezahlen, und wenn man zu ge„setztem Tage nicht die Interessen bezahlt, so „nimmt er die versetzten Sachen, läßt sie ver„kaufen, kauft oder behält sie für sich um einen „beliebigen Preis. Er ist auf diese Weise Klä„ger, Richter und Executor alles zusammen. „Auf diese Weise ruinirt er die Familien, spottet „der Sorbonne, so wie der medicinischen Facul„tät, da er das seltene Kunststück, das Gewissen „zu erweitern und ungestraft Wucher zu treiben, „erfunden hat. So gar an den Pforten des kö„niglichen Pallasts, selbst vor den Augen des Par-

„lements treibt er das Geschäffte eines öffentli-„chen Wucherers. Er reißt begierig und mit „beyden Händen alles an sich, da er lieber aus-„theilen sollte. Wie lassen sich Werke der Barm-„herzigkeit und Wucher, Almosen und Räube-„rey mit einander vereinigen? Wiedererstattun-„gen sind es, die er zu thun hat, und nicht Mild-„thätigkeiten, Schadenersetzungen und nicht „Freygebigkeiten, Geldbußen und nicht Almo-„sen. Er sollte lieber schriftlichen Pardon, als „Patentbriefe vorzeigen, um sich bey seinen ein-„gebildeten guten Werken zu schützen; und anstatt „ihn bey der medicinischen Facultät zuzulassen, „sollte man ihn vielmehr mit Schimpf und Schan-„de aus derselben stoßen, wenn er schon dazu ge-„hörte.„ Von solchen Schimpfreden war die Rede voll; und um den Renaudot noch recht ver-haßt zu machen, ließ man sich auf Dinge ein, die zur Sache gar nicht gehörten. Man sprach von seiner Geburt, von den Umständen, in die er durch Noth in seiner Jugend gerathen war, und von der Art, wie er sich in die Höhe geholfen. Man wollte ihn als einen Mann angesehen ha-welcher das Volk zu betrügen und die Großen zu hintergehen weis.

Sein Advocat erwiederte auf alle Puncte. Er erhob die freywilligen medicinischen Berathschla-gungen um so viel mehr, da sie von andern Aerz-ten bloß aus eigennützigen Absichten unternom-men werden; er pries den Nutzen der Zeitungen und Anzeigen, des Leih- und Assistenzhauses, das

nach

nach dem Muster derer, die man in allen italienischen und spanischen Städten findet, und wohin ein ieder im Nothfall seine Zuflucht nehmen kann, errichtet war. Er sieht dieses alles als Materien zu besondern Lobsprüchen und keinesweges zu Vorwürfen an. Er sagt, daß sein Client Doctor von einer berühmten Facultät sey, und daß die Befehle wider die Quacksalber ihn gar nichts angiengen; daß er das Decret, als königlicher Arzt, habe, und Patente und Arrets, die ihn zu seinen Versammlungen und medicinischen Berathschlagungen berechtigten; daß endlich das gemeine Wesen, so wie die gegenwärtigen Armen, für ihn um Gerechtigkeit bäten.

Der Generaladvocat, Talon, der die Parteyen aus einander setzen sollte, fieng mit dieser Frage an: Ist die Arzeneykunst eine Wissenschaft, welche sichere und demonstrativische Grundsätze hat? Ist sie im gemeinen Leben nützlich und nöthig? Ist es eine willkührliche und nur auf gewisse Fälle eingeschränkte Kunst? Seine Rede konnte für ein Meisterstück der Beredsamkeit angesehen werden. Er führte alles darinne an, was der Arzeneykunst zum Vortheil oder Schaden gereichen kann; und beynahe schien es, daß man die Aerzte als Leute, die mehr schädlich als nützlich sind, verdammen müsse. Der Schluß fiel indeß dahin aus, daß man, den Gesetzen zu Folge, eine öffentliche Zunft und Gesellschaft bey ihren Statuten und Privilegien schützen müsse.

Man fand zwar auch die Vorstellungen der Aerzte gegründet, daß nämlich ihre Kunst, ob sie gleich die wichtigste für das menschliche Geschlecht sey, dennoch unter diejenigen gehöre, die am meisten der Charlatanerie und Betrügerey fähig sind; daß die Obrigkeiten nicht aufmerksam genug seyn könnten, denen Misbräuchen zuvor zu kommen, und zu verhindern, daß das gemeine Volk nicht betrogen würde, da es ohnedem so leicht zu betrügen, und geneigt ist, unwissende Aufschneider für geschickte Leute zu halten. Man gestehet, daß ein Gesetz darüber zu streng seyn könne, da man wohl auch geschickte Männer gefunden habe, die bloß durch gesunde Vernunft, Erfahrung und Nachdenken, einen Kranken gut abgewartet haben, ohne daß sie die Doctorwürde erhalten hätten: man behauptete aber dennoch, daß die Ausnahmen nichts bewiesen, und daß man deßwegen nicht die medicinische Praxin ohne Ausnahme erlauben müsse; daß es endlich sicherer sey, bey den einmal angenommenen Grundsätzen und der Einrichtung der Policey zu verbleiben.

Der öffentliche Wucher war es demnach, was die Richter am meisten wider den Renaudot einnahm. Die Gerichtsbedienten des Chatelet erhielten Befehl, sich zu ihm zu verfügen, alles, was sie bey ihm fänden, aufzuschreiben, und es den Eigenthümern wieder zuzustellen. Es ward ihm zugleich untersagt, künftig

künftig auf Pfänder zu leihen, bis der Hof ein anderes verfügte.

Auf diese Art ward dieser Vater der Armen, der mehr unglücklich als strafbar war, verurtheilt, weil sein Eifer große Folgen nach sich ziehen konnte. Renaudot starb wenige Jahre darnach. Er trieb die Arzeneykunst nicht allein, sondern legte sich auch auf die schönen Wissenschaften. Man hat von ihm eine Fortsetzung des Mercure françois, und eine Lebensbeschreibung einiger berühmten Männer, ohne von seiner Erfindung der Zeitungen noch etwas zu gedenken, als daß sie von dem Cardinal Richelieu im J. 1631 gebilligt, und dem Renaudot ein Privilegium darüber gegeben ward. Sein Sohn, ingleichen sein Enkel, der berühmte Abt Renaudot, Mitglied der französischen Academie, haben eben dieses Privilegium genossen. Der Herzog von Orleans gab im J. 1716 dem Cabinetssecretaire de Verneuil die Anwartschaft darauf.

Vom

Dom Armand Johann le Bouthillier de Rance,

Abt de la Trappe

mit

den Benedictinern.

Dieser fürchterliche Reformator seiner Abtey, geboren zu Paris, den 9 Januar 1626, ist einer der größten Muster im Reiche der Einbildungen. Er war in allem übertrieben. Sein Character zeigte sich schon in seiner Jugend. Er fiel mit einer Art von Wuth auf das Studiren, und gab schon in seinem zwölften Jahre eine neue Auflage vom Anacreon, mit griechischen Anmerkungen heraus, welche eine Arbeit seines Lehrers, und weiter nichts, als ein Auszug aus dem grossen Commentario des Eustathius von Thessalonich über den Homer, sind. Kurze Zeit darnach lieferte er eine französische Uebersetzung von eben diesem Dichter. Im sechzehnten Jahre hatte er die Kirchenväter schon sehr fleißig studirt. Er brachte öfters über theologischen Materien ganze Nächte zu, um sie recht zu ergründen, und promovirte in der Sorbonne mit vorzüglichem Beyfalle. Kaum trat er, nach vollendeten Studien, in die große Welt, als er sich allen Leidenschaften überließ, und besonders der Liebe.

Man

Man sagt sogar, daß sie seine Bekehrung veranlaßt habe; a) andere hingegen behaupten, daß vielmehr der Tod oder die Widerwärtigkeiten einiger seiner Freunde, oder auch gewisse große Gefahren, denen er noch mit genauer Noth entgangen war, an seinem Abscheue vor der Welt Schuld gewesen wären. Vielleicht haben alle diese Ursachen, zusammen genommen, ihn zu seiner veränderten Lebensart bewogen. Er wollte sich ganz von der Welt absondern, da er zuerst den Entschluß faßte. Ein Kloster schien sich dazu am besten zu schicken: aber der Gedanke eines Klosters war ihm anstößig. Ich, ich sollte ein Kuttenbruder werden, antwortete er einst einem Freunde, der ihm diese Partey anrieth. Die andern besondern Umstände seines Lebens sind alle bekannt.

Er kam von der Zeit an nicht mehr an den Hof. Er verkaufte sein Landgut Veret um dreymal hundert tausend Livres, um damit dem Hotel-Dieu zu Paris, ein Geschenk zu machen. Er legte ebenfalls fast alle seine Bedienungen nieder,

und

a) Man liest beym St. Evremond, daß, als der Abt Rance, bey der Zurückkunft von einer Reise, seine Maitresse, die unterdessen gestorben war, besuchen wollte, er ihr Haupt in einer Schüssel liegend gefunden habe. Man hatte es, nämlich nach ihrem Tode, vom Körper getrennt, weil der bleyerne Sarg, den man für sie hatte machen lassen, zu kurz war.

und behielt sich nur das Priorat zu Boulogne, und seine Abtey de la Trappe Cistercienserordens. Die Mönche dieser Abtey lebten in der größten Unregelmäßigkeit. Der Abt Rance, der von seiner Bekehrung ganz voll war, bat den König, und erhielt von ihm ein Brevet, um die Abtey de la Trappe zur Beobachtung der Regel anzuhalten. Er nahm hierauf den geistlichen Habit und gelangte im J. 1663 zum Noviciate in dem Kloster zu Perseigne, da er sieben und dreyßig Jahr und etliche Monate alt war.

So bald er in den geistlichen Stand getreten war, begab er sich in seine Abtey. Er predigte daselbst den Mönchen so nachdrücklich vor, daß er diese verwilderten Menschen zu den bußfertigsten Menschen machte. Seine Neigung zu reformiren, erstreckte sich weiter als die Gränzen seiner Abtey. Er hätte gern in allen Klöstern das gethan, was er in dem seinigen that. Er schlug gewisse strenge Uebungen vor, die ihm viel Feinde zuzogen. Besonders hatte er die Meynung, daß die Studien den Mönchen schädlich wären. Das Lesen der heil. Schrift und einiger moralischen Bücher war alles, was sich, seiner Meynung nach, für sie schickte. Er muthete ihnen zu, daß sie die übrige Zeit mit Handarbeiten, oder auch mit Beten zubringen sollten. Um seine Meynung, daß die Mönche weder Bücher schreiben noch lesen sollten, schrieb er selbst eins,

eins, von der Heiligkeit der Pflichten des Klosterlebens.

Dieses Werk war eine Rechtfertigung der Unwissenheit so vieler Mönche, und zugleich die Critic derer, die aus der Gelehrsamkeit ihr Werk machten. Er fand einige Schwierigkeiten, ehe es gedruckt ward; er fügte aber einige Erläuterungen bey, und gab auch noch eine Erklärung der Regel des heil. Benedictus heraus.

Es fanden sich in diesen beyden Werken Dinge, die mit der Regel der Benedictiner nicht überein kamen. Die Congregation St. Maur, diese Freystadt der Gelehrsamkeit, beschwerte sich über den Verfasser. Man gab satyrische Schriften wider ihn heraus. Es kam eine Schrift ohne Namen, wider sein Leben und seine Werke, unter dem Titel heraus: **Wahrhafte Bewegungsgründe der Bekehrung des Abts de la Trappe, nebst Betrachtungen über sein Leben und seine Schriften.** Diese Schrift war ein Gewebe falscher und ärgerlicher Erzählungen; sie that ihrem Verfasser selbst den meisten Schaden.

Der P. Mege, ein Benedictiner, griff den Tractat der Klosterpflichten an: er war aber in seiner Widerlegung weit bescheidener, und dennoch ward sein Werk unterdrückt.

Die Congregation de St. Maur las damals den besten Mann, den sie unter sich hatte, zur Vertheidigung der guten Sache des Ordens aus.

Sie trug es dem Dom Mabillon auf, einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit, daß er sie wegen alles dessen rächen sollte, was der Abt de la Trappe wider sie geschrieben haben konnte.

Dom Mabillon, der sein ganzes Leben mit Untersuchung der Alterthümer zugebracht hatte, hatte sich eine seiner Arbeit gemäße Schreibart angewöhnt. Seine Sprache war männlich, rein, deutlich, ungekünstelt und richtig; er besaß aber weder jene feurige Einbildungskraft, noch jene hinreißende Beredsamkeit, die man in allen Schriften des Abts de la Trappe bemerkt. Dagegen hatte der Benedictiner, ohne sich an eine so strenge Lebensregel gebunden zu haben, weit mehr Bescheidenheit. Er ist derjenige, den la Brüyere vor Augen gehabt, wenn er einen gelehrten Mann einem Doctor entgegen setzt. „Eine demüthi„ge Person, die sich in ihr Cabinet vergraben, „nachgedacht, untersucht, zu Rathe gezogen, „gegen einander gehalten, ihr ganzes Leben „hindurch gelesen oder geschrieben hat, ist ein „gelehrter Mann.„

Dom Mabillon trat, dem Verlangen seiner Obern zu Folge, mit dem Feinde der Klostergelehrsamkeit auf den Kampfsplatz. Der gelehrte Benedictiner setzte Gründe gegen Gründe, und bewies in seinem Buche vom Studiren in den Klöstern, das im J. 1691 heraus kam, nicht nur, daß die Mönche studiren können, sondern daß sie auch studiren sollen. Er zeigte, welche Art der Gelehrsamkeit sich für sie schickt, was

für

für Bücher sie dazu nöthig haben, die Absichten, die sie vor Augen haben sollen, wenn sie sich auf die Wissenschaften legen. Was für Gefahr sollten sie wohl vom Studiren haben, wenn sie alles dieses in Acht nehmen? Das Beyspiel gewisser Einsiedler de la Thebaide, die sich nur mit eigenen Betrachtungen und Handarbeiten beschäfftigten, beweist nichts. Es waren dieses fast alles fromme Layen, die nicht die geringste Kenntniß von den Wissenschaften hatten. Unsere Mönche sind ihnen sehr wenig ähnlich. Ihr Leben ist nicht sowohl dem Kloster, als dem geistlichen Stande gewidmet. Sie suchen entweder Prediger oder andere Gelehrte zu werden, wenn sie in diesen Stand treten. Sie können nicht ihre ganze Zeit mit Beten und Arbeiten zubringen. Der Mönch, der am fleißigsten liest, ist gewiß nicht der ungelehrigste, oder der lüderlichste.

Der Abt de la Trappe, der sich ungern widersprochen sahe, glaubte in seiner eigenen die Sache Gottes zu vertheidigen. Er antwortete sehr lebhaft auf die Schrift vom Studiren in den Klöstern. Der P. Mabillon gab Betrachtungen dagegen heraus. Diese veranlaßten wieder eine Beantwortung unter dem Namen des Bruders Cosinus. Der Abt de la Trappe war selbst Verfasser davon; sie ward aber außer seinem Kloster nicht bekannt.

Es mengten sich damals noch andere in diesen Streit. Man sahe vier Briefe wider das Buch

von den Klosterpflichten herum laufen. Diese vier Briefe waren von dem P. de St. Marthe, der gelehrt war, wie alle von seiner Familie es seit hundert Jahren her gewesen sind. Johann Baptista Thiers, ein anderer Gelehrter und sehr geschickter Critiker, schrieb noch eine Vertheidigung wider den Verfasser dieser vier Briefe, welche aber unterdrückt ward.

Alle diese verschiedenen Schriften, die der Abt de la Trappe, oder sein Anhang schrieb, machten dem P. Mabillon manchen Verdruß. Der Benedictiner ließ sich lieber etwas zu seinem Unterrichte, als Grobheiten sagen. Man fand in allen Beantwortungen des Abts seinen stolzen und unbiegsamen Character. Sie hatten alle das wilde Wesen einer Einsiedeley an sich. Er war nicht mehr jener angenehme Schriftsteller, jener muntere Ausleger des Anacreon und der Sapho, jener Maler der Liebe und des Gefälligen. Er war ein schwerfälliger Böotier geworden, der, anstatt zu überzeugen, nur auf seinen Gegner schimpfte. Der P. Mabillon wollte oft den Streit gar liegen lassen, und wenn er die Feder wieder ergriff, so geschahe es bloß auf Bitten der Obern seines Ordens.

Endlich ward ihm erlaubt, seinem Geschmacke zu folgen, und den Krieg aufzuheben. Der Abt de la Trappe bekam andere Feinde, die ihm alle Hände voll zu thun gaben. Man griff ihn wegen seiner Betrachtungen, betreffend den Tod des großen Arnolds, in einem Schreiben an den

Abt

Abt Nicaise, an. „Der Herr Arnold ist nun „todt. Seine Laufbahn, so weit er auch auf „derselben gekommen, mußte auch ihr Ziel ha„ben. Man mag sagen, was man will, so sind „doch dadurch viel Streitfragen geendigt worden. „Seine Gelehrsamkeit und sein Ansehen gaben „seiner Partey ein großes Gewicht. Glücklich „ist derjenige, der sich zu keiner andern, als zur „Partey Jesu Christi hält!„ Man hatte ihn sogar im Verdacht, daß er ein Jansenist sey. Ausser diesem Umstande, wegen dessen er sich vor Gericht so gar verantworten mußte, unterhielt er auch einen weitläuftigen Briefwechsel, und war Gewissensrath vieler vornehmen Personen. Die Briefe, die er alle Tage zu beantworten hatte, ließen ihn nicht viel an andere Dinge denken. Ob er nun gleich die Welt verlassen hatte, so stand er doch noch mit ihr auf einige Weise in Verbindung. Man hat gesagt, daß er, als Gesetzgeber, von dem Gesetze frey gewesen sey, welches diejenigen, die in der Einsiedeley de la Trappe leben, verpflichtet, alles zu verachten, was auf der Welt geschieht. Er wagte es auch, wider den Erzbischof zu Cambrai, Fenelon, zu schreiben. Endlich starb dieser berühmte Reformator der Abtey de la Trappe den 26 Octob. 1700. Er hatte sich auf Asche und Stroh legen lassen. Der Bischof von Sees und die ganze Brüderschaft sahe ihn auf diesem Lager sterben.

Der P. Mabillon
mit dem
römischen Hofe.

Die Art, mit welcher Rom seine Heiligen canonisirt, gab Gelegenheit zu diesem Streite. Der P. Mabillon hatte schon seit langer Zeit, wegen verschiedener, die im Register der Heiligen stehen, Zweifel gehabt. Eben dieser gelehrte Benedictiner ist es, der, da er Amts wegen verbunden war, den Schatz zu St. Denis zu zeigen, sich ausbat, sein Amt niederlegen zu dürfen, weil er sich ein Gewissen machte, die Fabel mit der Wahrheit zu vermengen. Seine Obern gestatteten es ihm nicht sogleich. Als er aber aus Unvorsichtigkeit einen Spiegel zerbrochen hatte, der dem Virgil zugehört haben sollte, so gaben sie seinem Bitten nach. Es kam ein anderer Benedictiner an seine Stelle, der nicht so gewissenhaft, aber auch nicht so gelehrt war.

Die Scrupel des P. Mabillon vermehrten sich, besonders als er im J. 1685, auf Kosten des Königs, eine Reise nach Rom that. Es war dieses nicht das erste Mal, daß der Hof diesen gelehrten Alterthumsforscher in seinen Angelegenheiten brauchte. Der Minister Colbert hatte sich seiner schon bedient, um in den vornehmsten Archiven und Bibliotheken alles aufsuchen

zu lassen, was zur Ehre Frankreichs und des königlichen Hauses gereichen konnte.

Der P. Mabillon ward zu Rom mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen, die er verdiente. Man beehrte ihn mit einer Stelle bey der Congregation dell' Indice. Er besahe alles, was in diesem Lande zu sehen war. Man öffnete ihm alle Archive, alle Bibliotheken; wodurch er Gelegenheit erhielt, manch Stück abzuschreiben, was bisher noch unbekannt gewesen war. Nichts aber reizte seine Neugier so sehr, als die Begräbnißplätze zu Rom. Er freute sich, daß er hier im Stande war, sich wegen seiner Zweifel Raths zu erholen. Er begab sich öfters an diese Oerter, wo die Kirche ihre Heiligen her holt. Er untersuchte alles mit der größten Aufmerksamkeit. Er zog die geschicktesten Männer darüber zu Rathe: aber alle seine Untersuchungen dienten ihm weiter zu nichts, als daß sie sein Gewissen noch mehr beunruhigten. Man wird urtheilen können, ob seine Furcht gegründet gewesen, wenn ich eine Beschreibung von diesen Catacomben werde gemacht haben.

Es sind dieses Kirchhöfe unter der Erde, nahe bey Rom, allwo die ersten Christen die Leiber der Märtyrer begruben, und sich hin verkrochen, um denen Verfolgungen der römischen Kaiser zu entgehen. Es waren verschiedene solche Catacomben, sowohl außerhalb als innerhalb der Stadt. Die vornehmsten waren diejenigen, die heut zu Tage der heil. Agnese, dem heil. Pancratius,

Calisto, der heil. Priscilla und dem heil. Marcellus gewidmet sind. Sie wurden fast alle ruinirt, als Rom von den lombardischen Völkern belagert ward.

Der Bischof zu Salisburi, Burnet, und einige andere Protestanten, haben behauptet, daß die Catacomben Begräbnisse wären, welche die Heyden für ihre Sclaven gegraben hätten. Diese sonderbare Meynung ist kein hinlängliches Argument wider die Verehrung der Heiligen. Leugnet man, daß der Name Catacombe nicht allen Begräbnissen überhaupt zukomme? Man behauptet nur, daß die Christen ihre Catacomben oder Begräbnisse für sich hatten, welches die strengste Critic nicht in Zweifel ziehen kann.

Aber eine weit größere Schwierigkeit verursacht folgende Frage: Sind keine Heyden und Saracenen in den Catacomben der Christen begraben worden? Man findet bisweilen daselbst auf der einen Seite eines Steins heydnische und auf der andern christliche Aufschriften; ein klarer Beweis, daß Heiden und Christen sich ihrer bedient haben.

Außerdem schließen auch die Catacomben, wenn sie auch die gemeinschaftlichen Begräbnisse der Christen allein gewesen wären, nicht lauter Leiber der Heiligen und Märtyrer in sich, weil nicht alle Christen Heilige oder Märtyrer sind.

Die

Die Leiber der letztern sind an gewissen Merkmaalen zu erkennen. Diese Merkmaale sind das Kreuz, die Palme, der verzogene Name Jesu Christi, kleine rothe Fläschgen, die Figuren eines guten Hirten, oder eines Lammes, die man auf dem Grabe in Stein gehauen findet. Aber sind nicht auch diese Zeichen zweydeutig? Sie zeigen zwar Christen an: aber beweisen sie auch auf eine ungezweifelte Art, daß diese Christen Heilige oder Märtyrer gewesen? Die Palme ist nicht stets ein Beweis des Märtyrerthums; rothe Fläschgen müssen eben nicht nothwendig ehemals mit Blut angefüllt gewesen seyn; es kann eben sowohl Oel oder eine andere flüßige Materie darinne aufbehalten worden seyn.

Der P. Mabillon gieng fleißig in diese Catacomben. Da er nun alles sehr genau untersuchte, und sehr wider alle Irrthümer auf der Hut war, so mußten ihm die Betrachtungen, die ich angemerkt habe, nothwendig einfallen. Er sahe die Misbräuche, die mit Körpern vorgiengen, welche man zur allgemeinen Verehrung ausstellte. Er besorgte, daß alle diejenigen, welche die Päbste unter den Ruinen der Catacomben hatten hervor ziehen lassen, um sie in verschiedenen Kirchen aufzustellen, dieser Ehre nicht würdig wären. Doch hielt er diese besondern Anmerkungen geheim. Die Furcht, Aergerniß zu geben, hielt seine Feder zurück. Er theilte sie dem Publico nicht eher mit, als lange nach seiner Zurückkunst von Rom, im J. 1690. Er gab ein lateini-

sches Schreiben unter dem Titel heraus: **Schreiben des Römers Eusebius, an den Franzosen Theophilus, über die Verehrung der unbekannten Heiligen.**

Er wollte, ehe er dieses Schreiben bekannt werden ließ, gern wissen, wie es zu Rom aufgenommen werden würde, und schickte deßwegen dasselbe an den Cardinal Colloredo, als eine große Heimlichkeit. Die Antwort des Cardinals war nicht so, wie er sie wünschte, indem derselbe meynte, daß vieles in diesem Schreiben geändert werden müßte, wenn es gedruckt werden sollte.

Diese Meynung hielt die Ausgabe noch über achtzehn Monate auf; endlich aber kam sie zum Vorschein, und es traf richtig ein, was der Verfasser gemuthmaßt hatte. Der ganze römische Hof ward gegen ihn aufrührisch.

Die Anhänger desselben schrieben zu seiner Vertheidigung, und es lief eine Schrift unter dem Titel herum: **Antwort an den Dom Mabillon, wegen der Heiligen in den Catacomben.**

Der P. Mabillon ward darinne aus zween Gründen verdammt; der eine, weil er gerade wider die Vortheile der Benedictiner handelte, und verschiedene ihrer Reliquien in ihren vornehmsten Kirchen vernichtete, als die heilige Thräne zu Vendome, den Gürtel der heil. Margaretha zu St. Germain u. s. w. und der andere,

weil

weil er wider die Ehrerbietigkeit handelte, die er dem römischen Hofe schuldig war. Der P. Mabillon erschrack vor dieser Schrift gar nicht, sondern widerlegte sie durch eine andere: a) Erinnerungsschreiben des Br. Johann Mabillon an den Dom Claudius Estiennot, Generalprocurator der Congregation St. Maur am römischen Hofe. Er hielt sich nicht lange bey den Vortheilen, die sein Orden von Vorzeigung verdächtiger Reliquien haben konnte, auf; sondern kam geschwind auf das, was Rom selbst angieng. Sein Gegner hatte gesagt, daß der Brief des Eusebius eine Beleidigung des römischen Hofes sey, und der P. Mabillon bewies dagegen, daß alles, was er geschrieben habe, zum Vortheile desselben sey.

Rom aber glaubte dieses nicht; sondern wollte dem Mabillon einen eben so geschickten Antiquitätenkenner entgegen setzen. Raphael Fabretti ward dazu erwählt, welcher die Aufsicht über die Catacomben hatte, daß er den Feind der Reliquien widerlegen sollte. Fabretti aber ließ sich darauf nicht ein, weil er vielleicht nichts weniger als der Vertheidiger aller derer seyn mochte, die er in ganz Italien öffentlich verehren sahe. Die Furcht, sich in den Augen des gelehrten Europa lächer-

a) Fr. Jo. Mabillonii commonitoria epistola ad D. Claudium Estiennot, procuratorem generalem congregationis S. Mauri in curia Romana.

lächerlich zu machen, hielt ihn zurück. Der römische Hof drang beständig in ihn, Hand ans Werk zu legen, als ihn der Tod aus der Velegenheit heraus riß.

Ein französischer Geistlicher wagte es hernach, das zu unternehmen, wozu Fabretti zu gelehrt und zu klug gewesen war. Dieser, der bey einer sehr mittelmäßigen Fähigkeit ein außerordentliches Vertrauen zu sich selber hatte, widerlegte den P. Mabillon. Diese Widerlegung, der es so sehr an gesunder Vernunft als an Gründen fehlte, konnte nicht voller von groben Schnitzern und Ungezogenheiten seyn.

Um Rom und alle seine Heiligen zu rächen, war die Feder eines Canonicus der Collegialkirche zu Agen, Namens la Benazie, nöthig. Seine Critic über das Schreiben des Eusebius war ein bloßes Gespräch zwischen einem Missionarius und einem Neophiten. Dieser, überzeugt, daß man die Heiligen anrufen könne, zweifelt nur an der Richtigkeit der Gründe des Doctors de Launoi und des Eusebius, daß alle Heiligen, die man verehrt, auch angerufen werden müßten. Dieses Gespräch hatte etwas vorzügliches, und der P. Mabillon ließ zuerst dem Verfasser dasselben Gerechtigkeit wiederfahren.

Der römische Hof hatte noch weiter nichts gethan, als sich beklagt; nun aber kam die Zeit der Drohungen herbey. Der Brief des Eusebius ward vor die Congregation dell' Indice gebracht.

bracht. Die Sache bekam daselbst eine so schlimme Wendung, daß man dem P. Mabillon schon im Voraus Trost zusprechen mußte. Man versicherte ihn von Seiten verschiedener Cardinäle, daß die Censur dell' Indice seinem Werke nicht schaden, sondern einen neuen Glanz geben würde.

Der Verfasser, dem diese Art zu glänzen nicht sehr gefiel, stellte einige Freunde an, daß sie den Streich abwenden sollten, welcher ihm drohete. Ihr Ansehen würde indeß die Verdammung des Buchs nicht gehindert haben, wenn der P. Mabillon nicht gewissen Vorschlägen Gehör gegeben hätte. Man lag ihm schon seit langer Zeit an, seinen Brief aufs neue heraus zu geben, und darinne einige harte Stellen zu mildern, indem er die Misbräuche, die mit den aus den Catacomben geholten Körpern vorgehen konnten, auf die Handlanger bey dieser Sache schieben sollte, wodurch er seine Richter befriedigen würde, als die ihn hochschätzten, und sehr ungern verdammten. Dieser tugendhafte und gefällige Gelehrte nahm den Vorschlag an; er gab seinen Brief aufs neue heraus, und Rom war damit zufrieden.

Der P. Mabillon, der in Champagne geboren war, starb zu Paris, in der Abtey St. Germain, den 27 December 1707, in einem Alter von fünf und siebzig Jahren. Unter allen Benedictinern ist keiner, als Sainte-

Mar-

Marthe, Martianay, Montfaucon, Calmet, Ruinart, Acheri, Felibien, Lami, deren Gelehrsamkeit sich mit der seinigen vergleichen läßt.

Santeuil
und
die Jesuiten.

Santeuil hatte die ganze Gesellschaft der Jesuiten wider sich, weil er die Grabschrift des bekannten Arnolds gemacht hatte, welcher vor seinem Ende befohlen hatte, sein Herz zu den Nonnen des Portroyal zu bringen. Sie nahmen dieses Geschenk mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit auf, und stellten es an den anständigsten Platz in ihrer Kirche. Es fehlte ihnen an einigen Versen, die das kostbare Geschenk desjenigen verewigten, den sie öffentlich dem Mose verglichen. Sie baten daher den Santeuil um eine Grabschrift, ließen ihn selbst nach Portroyal kommen, und einige Zeit sich bey ihnen aufhalten. Während dieser Zeit verfertigte der Dichter die Grabschrift des Arnold. a)

Es hatten noch verschiedene andere Bluhmen auf das Grab des Arnold gestreut. Despreaux

a) Sie ist in den Anecdoten Th. II S. 71 zu lesen.

spreaux selbst hatte nicht ermangelt, seinem Schatten ein poetisches Opfer zu bringen. Nun aber hatte es Santeuil stets mit den Jesuiten gehalten. Er hatte unter dem P. Cossart studirt, und stand mit allen damaligen Gelehrten des Ordens im Verbindung. Als sie sein Epitaphium sahen, geriethen sie in Erstaunen und Aergerniß. Sie konnten es ihm nicht vergeben, einen Mann besungen zu haben, von dem er wissen mußte, daß er ihr unversöhnlichster Feind gewesen war. Sie ließen ihr Misvergnügen dem Santeuil merken, der sich aber anfänglich wenig daraus machte, indem er hoffte, daß mit der Zeit alles wieder vergessen werden würde.

Aber die Zeit brachte nichts als Satyren hervor, die alle wider den Santeuil waren. Man stritt ihm Redlichkeit, Religion, und selbst sein poetisches Genie ab. Doch schien er, in Ansehung des letzten Punctes, das Gegentheil sattsam erwiesen zu haben. Alle seine Poesien sind mit dem Stempel des wahren Genies bezeichnet. Jenes himmlische und seltene Feuer, jene Begeisterung, das Eigenthum großer Dichter, ist es, was ihn von andern unterscheidet. Ueberall Original, suchte und fand er ganz unbekannte Wege auf dem Parnasse. Die großen Männer, die er besungen hat, die Heiligen, auf die er vortreffliche Hymnen gemacht, die Springbrunnen zu Paris, die mit seinen Aufschriften prangen, imgleichen die, die man an dem Pallaste zu Chantilly liest, nebst viel andern Denkmälern im Kö-

nig-

nigreiche, die mit seinen Versen gezieret sind, beweisen das schöne Feuer, welches ihn begeisterte. Seine Gestalt, seine Augen, seine Geberden, alles zeigte an ihm den Poeten an. Er las seine Verse, die für Bürger des Himmels gemacht waren, mit allen den Bewegungen eines vom Teufel Besessenen ab. Despreaux sagte daher, daß er ein Teufel sey, den Gott zwingt, die Heiligen zu loben.

Die Jesuiten warfen ihm vor, daß er kein Latein verstehe, und öfters grobe Fehler wider die Sprachreinigkeit begehe, worinne sie auch nicht unrecht hatten. Die Feile fehlt überall an den Gedichten des Santeuil.

Er war über die Verachtung, in die man seine Talente bringen wollte, sehr empfindlich. In der ersten Bewegung lief er in das Collegium der Jesuiten, bat in den zärtlichsten und demüthigsten Ausdrücken um Mitleiden, und versicherte, daß er stets ein Freund der Gesellschaft gewesen, und daß das Epitaphium nicht von ihm, sondern von einem seiner Feinde untergeschoben sey, um ihn mit den Jesuiten zusammen zu hetzen.

Dieser Wiederruf schmeichelte den Jesuiten, aber verblendete sie nicht. Sie verlangten von ihm, daß er ihn öffentlich thun sollte. Der Poet that ihnen die besten Versprechungen, aber er hielt nicht eine einzige. Er glaubte ein Mittel gefunden zu haben, die Jesuiten zu besänftigen,

ohne

ohne daß er das Epitaphium in den Augen der Welt abläugnete; er wollte ihnen nämlich ein herrliches Lobgedicht auf ihre Gesellschaft zuschicken. Seine Einbildungskraft erhitzte sich; Ströme von Versen zum Lobe eines Cossart, Vavassor, Rapin, la Rüe, Commire und anderer flossen aus seiner Feder. Er pries sogar ihre Gottesgelehrten, Casuisten, Prediger und Missionarien. Diese Verse, in Gestalt eines Briefes, waren an den P. Jouvenci, den bisherigen Rathgeber und Beurtheiler seiner Werke, gerichtet, den er auch mit Lobsprüchen mehr als alle andere überschüttete.

Dieser Weyhrauch kam aber den Jesuiten verdächtig vor; sie sahen, daß Santeuil sie nur hintergehen wollte. Um ihn nun wegen seiner Winkelzüge und Zurückhaltungen zu züchtigen, fiengen sie wieder an, Satyren auf ihn zu machen. Die jungen Studenten schickten sich vortrefflich zu diesen Arbeiten. Sie wurden die fürchterlichsten Feinde des Santeuil, ob er sie gleich nur die leichten Truppen der Gesellschaft nannte. Zum Unglück verdarb er es mit den Jansenisten, da er den Jesuiten gefallen wollte, und diese ließen es auch nicht an Satyren und Liederchen fehlen. Sie spotteten über die Niederträchtigkeit eines Dichters, der sich schämt, die Grabschrift eines großen Mannes gemacht zu haben. Sie gaben ein Stück heraus, das sich anfängt:

Santeuil, ce renommé poëte etc.

Da er sich nun nicht länger verstellen konnte, sondern sich endlich entschließen mußte, so ergriff er die Parten der Jesuiten. Er gestand, daß er ihnen Unrecht gethan, und bat deßwegen um Vergebung. Er schickte abermals ein Gedicht an den P. Jouvenci, um diejenigen Verse wieder gut zu machen, wodurch er die Gesellschaft beleidigt hatte; er bat darinne zugleich um eine seinem Verbrechen gemäße Straße. a) „Soll „ich jene Verse mit meinem Blute büßen? „Soll der Dichter nebst seinem Gedichte zu„gleich verbrannt werden? Lege ihm eine Stra„se auf; wenn du es aber nicht thust, so wähle „ich diese selbst.„

Diese Demüthigungen aber dienten ihm zu nichts. Die Jesuiten wollten sich mit ihm nicht einlassen, bis er das Epitaphium auf die umständlichste Art von sich abgelehnt hätte. Sie gaben ihm ihren Willen zu erkennen, durch einen ganzen Band Sinngedichte, von denen kaum eins oder zwey erträglich waren.

Santeuil schrieb hierauf an den P. de la Chaise, um der Verfolgung ein Ende zu machen. Er stellte in seinem Schreiben die Grabschrift von der gefälligsten Seite vor: aber nie war es schwerer, einen königlichen Beichtvater zu hintergehen, als

a) An carmen illud expiandum sanguine?
Vis in favillas abeat et vates simul?
Praescribe poenam; si taces, hanc eligo.

als den P. de la Chaise. Er antwortete dem Santeuil sehr kurz; aber er sagte damit sehr viel. Der Sänger des Arnolds verstand alles gar wohl, und gab sogleich ein anderes Stück in Versen heraus, das der Jesuitergesellschaft noch angenehmer war. Sie billigte die meisten dieser Verse; doch folgende verrathen noch den sophistischen Geist des Verfassers. Er sagte vom Arnold:

De vaticana rupe quidquid impium
Summus sacerdos fulminavit, execror,
Desestor, horreo. Ictus illo fulmine
Trabeate doctor, jam mihi non amplius
Arnalde saperes.

Die Jesuiten waren mit dieser unbestimmten Art des Ausdrucks nicht zufrieden. Santeuil sollte anstatt saperes setzen sapies. Der Poet gerieth darüber mehr als iemals in Verlegenheit. Diese Veränderung machen, war eben so viel, als den Arnold für einen Verbannten ausgeben; und wenn er sie nicht machte, so versperrte er sich alle Wege zur Aussöhnung mit den Jesuiten. Einer seiner Freunde, den er deßwegen um Rath fragte, rieth ihm, sapias zu setzen, indem dieses Wort auf doppelte Weise für sapies und saperes angenommen werden könnte. So klug dieser Vorschlag auch war, so wollte Santeuil sein saperes doch nicht gänzlich wegwerfen, sondern ließ zwo Abschriften von seinem Gedichte machen, und in der einen saperes, für die Jansenisten,

sten, in der andern aber sapias für die Jesuiten setzen.

Beyde Parteyen aber sahen ein, daß Santeuil mit sich selbst nicht einig gewesen sey, und daß er es nur mit niemand habe verderben wollen. Es vereinigten sich daher sogleich alle wider ihn. Da man nun am ärgsten hinter ihm her war, sahe er einen Mann, dessen Freund er beständig gewesen war, auf die Seite seiner Feinde treten. Es war dieß ein Dichter, der zwar bey weitem nicht so viel Feuer und Stärke hatte, als Santeuil und la Rüe, der aber in diesem Augenblicke, statt der Grazien, die ihn sonst allenthalben begleiteten, von der Wuth begeistert ward; ein süßer, leichter, fruchtbarer, sinnreicher, gefälliger Dichter, den die Verse des P. Porer angehen: „Er sollte unter dem Augustus, in jener „glücklichen Zeit der schönen Geister geboren wer„den, wenn der Himmel es nicht für billiger ge„halten hätte, ihn unter Ludewigen geboren wer„den zu lassen.„

Commire, der sich gar nicht in den Streit gemengt hatte, so wie ein General sich schont, um in dem entscheidenden Augenblicke sich ins Treffen zu mischen, Commire, sage ich, fiel auf einmal über den Dichter Santeuil her. Es kann nichts satyrischer seyn, als das Stück unter dem Titel Linguarium. Der Verfasser sagt darinne, daß Arnold würdig gewesen sey, von eben dem Dichter besungen zu werden, von welchem Petronius besungen worden.

Diese

Diese Satyre in jambischen Versen, und wenigstens eben so fließend als die Satyren des Archilochus, war ein Donnerschlag für den Santeuil. Er beklagte sich bitterlich darüber gegen seinen alten Freund, der ihm den Dolch in die Brust stieß.

Quis furor, o docti vates pars magna duelli,
Armavit rabidas in mea fata manus?

Er berief sich auf die Rechte einer so langen Freundschaft, der Religion, der Menschenliebe, und selbst der Erkenntlichkeit, weil er doch der Gegenparten der Jesuiten aus keiner andern Ursache verdächtig geworden war, als weil er dieselben hatte schonen wollen. In dem Augenblicke nun, da er mit ihnen brechen, und Beleidigung mit Beleidigung vergelten will, scheint es, als ob ihn eine Hand vom Himmel zurück hielte. Er erhält das Linguarium als eine gerechte Strafe seiner Vergehungen, und spielt noch eine gar lustige Rolle in diesen Versen an den P. Commire: a) „Wenn noch ein Flecken an mir ist, so „strafe du und reinige mich; so wird das Erz

a) Si quid labis inest, tu doctus plectere, purga:
Emendata igni pura metalla fluunt.
Hoc titulo mihi carus eris, mihi semper amicus;
Ultorem supples, antevenisque Deum.

„durchs Feuer geläutert. Ich werde dich dafür „lieben, und stets für meinen Freund halten; dei„ne Strafen vertreten die Stelle der göttlichen „Strafen, und kommen ihnen zuvor.„

Als das Gerede gieng, daß Santeuil in der Seine ertrunken sey, machte Commire folgendes Sinngedichte auf ihn: b) „Santeuil, der mit „den Schwänen der Seine um die Wette zu „schwimmen hofft, stürzt sich in den Fluß, und „ersäuft. Ob sich nun gleich sein Körper verän„dert, so bleibt ihm doch seine eigene Art und Ge„wohnheit, und noch itzt schnattert und schreyt er „als eine Gans auf den Flüssen des Todes.„

Santeuil, der sich endlich aller seiner Schwachheiten schämte, wollte sie wieder gut machen. Er schrieb ein Gedicht, unter dem Titel: Santolius poenitens, oder wenigstens glaubt man, daß er es geschrieben habe. Man findet Gewissensbisse, und häufig fließende Thränen, über die Verläugnung eines berühmten Freundes darinne. Er stellt sich den Schatten des großen Arnolds für, der über ihn zürnt und ihm seine Untreue vorwirft. Der Dichter sagt, daß diese ungetreue Verläugnung bloß von der Furcht, dem Köni-

b) Mersus in amne perit Santolius, inter olores
Sequana, dum sperat posse natare tuos.
At genium et mores mutato in corpore servans
Nunc quoque Letheis instrepit anser aquis.

Könige zu misfallen, herrühre. Der bloße Name Ludwigs des Großen, den er stets vor den Ohren hörte, hat ihn zu einem Pflichtvergessenen machen können: aber jetzt, da er die Augen aufthut, und sieht, daß dieser König, der größte unter den Königen, auf dem Gipfel des Ruhms, auf die Ehre eines Doctors der Sorbonne nicht neidisch seyn könne, wagt er es, ihn selbst um Beystand gegen seine Feinde anzurufen; er bittet Se. Majestät, dem Parnaß den Frieden zu schenken, so wie Sie ihn der Welt schon geschenkt hatte.

Die beständigen Veränderungen des Santeuil waren für das Publicum eine wahre Comödie. Sie würde auch noch eine Zeit gedauert haben, wenn die Jesuiten dieses Opfer nicht aus den Händen gelassen hätten, um ein anderes zu ergreifen, nämlich den Carl Perrault, welcher in seiner Sammlung von Schilderungen und Lobsprüchen berühmter Männer der Nation, dem Pascal und Arnold einen Platz gegeben hatte. Er mußte sie alle beyde ihrentwegen weglassen.

Die Zänkereyen der Jesuiten mit dem Santeuil, einem lateinischen Dichter, den man den besten Dichtern in dieser Sprache an die Seite setzen kann, fielen kurz vor seinem Ende vor, und machten ihm seine letzten Lebenstage sehr beschwerlich. Er starb zu Dijon, den 5 August 1677, in dem sechs und sechzigsten Jahre seines Alters, und zwar, wie man vorgiebt, als er ein

Glas Wein trank, in welches eine große Prinzessinn Tabak geworfen hatte. Er ist einer von den Poeten, die das feurigste Genie, aber dabey die meiste Bescheidenheit haben. Er hatte Theil an den Freygebigkeiten Ludwigs XIV gegen die Gelehrten. Das Haus Conde beehrte ihn mit besondern Gunstbezeugungen. Er gieng öfters nach Chantilli, und hier geschahe es, daß ihm eine große Prinzessinn eine Ohrfeige gab, weil er die Verse nicht gemacht hatte, um die sie ihn gebeten hatte; eine Ohrfeige, die nach der Zeit so oft ist besungen worden.

Füretiere
und
die französische Academie.

Nie haben sich die schönen Geister so viel mit der französischen Academie zu schaffen gemacht, als bey Gelegenheit ihres Streits mit dem Anton Füretiere, Abte von Chalivoi und Mitgliede dieser Academie. Sie beschuldigte ihn, daß er sein Wörterbuch von dem Wörterbuche abgeschrieben hätte, woran sie schon seit langen Jahren arbeitete. Es ist vielleicht niemand, der nicht von dieser Beschuldigung gehört haben

haben sollte; die Umstände aber sind den wenigsten recht bekannt.

Der Cardinal de Richelieu, dessen erhabene Absichten sich auf alles erstreckten, was zur Ehre Frankreichs beytragen konnte, wünschte sehr, daß die Academie, in Ansehung der Sprache, eben den Vorzug erlangen möchte, den sie schon in allen andern Dingen vor den benachbarten Nationen hatte. Er wollte gern die französische Sprache zur allgemeinen Sprache von Europa machen. In dieser Absicht stiftete er die französische Academie. Er schrieb ihr selbst die Arbeiten vor, die ihm für sie am nützlichsten schienen. Eine Grammatic, eine Rhetoric, eine Anweisung zur Poesie und ein Wörterbuch, waren es, was die Beschäfftigung dieses Tribunals ausmachen sollte; ein Tribunal, wovon ein Critiker a) gesagt hat: Sobald es einen Ausspruch gethan hat, so zerreißt das Volk seine Arrets und legt ihm Gesetze auf, welchen es sich unterwerfen muß.

Unter allen zur Vollkommenheit der Sprache nöthigen Werken war das Wörterbuch das wichtigste. Die academischen Mitglieder beschäfftigten sich daher auch damit am meisten. Ihr Eifer aber war von keiner beständigen Dauer; sie wurden diese beschwerliche und unangenehme Arbeit endlich überdrüßig. Scaliger kannte keine

a) Montesquieu Lett. Perf.

größere Strafe, als die Verfertigung eines Wörterbuchs; er hielt diese Arbeit für die äußerste Marter, welche die Richter einem Staatsverbrecher anthun könnten. Die Academie hatte ihre ordentlichen Zusammenkünfte; man unterredete sich aber dabey immer von ganz andern Dingen, als ihr aufgetragen waren, wenn man dem Abte Boisrobert in einem Briefe an den Balzac glauben darf: „Um endlich alles in diesem Briefe zu „sagen; die Academie ist einem geistlichen Capi„tel gleich: ein ieder verspricht für sich alles gu„te; wenn sie aber alle beysammen sind, so hält „keiner, was er versprochen hat. Wir vergnügen „uns unter einander mit artigen Gesprächen, Son„neten und Liedern, und die Nacht bricht ein, ehe „man noch den dritten Theil eines Worts zum „Wörterbuche vollendet hat. Ich habe Arti„ckel gesehen, die man im Advente angefangen, „und die um die heil. drey Könige noch nicht fer„tig waren.„

Das Publicum wartete mit großer Ungeduld auf ein Wörterbuch, wovon so viel gesprochen ward, und welches gar nicht zum Vorschein kam; man nannte es, **das schöne Unsichtbare** (le beau tenebreux). Es kam nicht eher als im J. 1672 so weit, daß es noch einmal durchgesehen werden konnte. Doch es blieb nicht bey dieser Durchsicht allein; sondern die Academie schien aufs neue Lust bekommen zu haben. Sie suchte die besten Schreiber auf, um die Artickel ins Reine bringen zu lassen, und das Publicum glaub-

te

te nun seine Hoffnung bald erfüllt zu sehen, als der Academie eine neue Sorge in den Weg kam, die sich in der Folge mehr als zu gegründet befand.

Man hatte einen Verdacht wider die Treue einiger Abschreiber. Die Academie wollte ihnen daher zuvor kommen und verhindern, daß man sich nicht ihrer Aufsätze bedienen möchte, um dem Publico vor der Zeit eine Edition in die Hände zu geben. Sie hielt in dieser Absicht um ein Privilegium an, und erhielt es auch. Es ward den 28 Junius 1674 ein Befehl gegeben, daß kein französisches Wörterbuch gedruckt werden sollte, ehe die Academie das ihrige heraus gegeben hätte.

Am wenigsten hatte sie gegen ihre eigene Mitglieder Verdacht: aber gleichwohl trug sie den Verräther in ihrem eigenen Busen. Füretiere, dieser sinnreiche und angenehme Schriftsteller, dieser mit allen geschickten Männern seiner Zeit in Verbindung stehende schöne Geist, dieser epicurische Philosoph, der nur für die Vergnügungen gemacht war, ließ sich durch den Reiz eines schändlichen Gewinnsts verleiten. Er hatte sich noch weiter durch nichts einen Namen gemacht, als durch seine Eigenschaften eines liebenswürdigen Menschen, durch seinen bürgerlichen Roman und einige kleinern Stücke in Versen. Man hielt ihn auch für geschickt in den bürgerlichen und canonischen Rechten. Da er aus einem Advocaten ein Abt geworden war, so erhielt er bald die

Abtey

Abtey Chalivoi und das Priorat Chuines; diese Titel aber entschuldigen den Füretiere um so viel weniger. Er faßte den Entschluß, die Academie um eine Arbeit von funfzig Jahren zu bringen.

Die Art, mit welcher er es angriff, war sicher; der Abt Tallemant erzählt sie in einem Briefe. Ich wundere mich, daß weder der Abt Goujet in seiner französischen Bibliothec, noch der Abt d'Olivet in seiner Geschichte der Academie derselben Meldung gethan. „Füretiere, „sagt der Abt Tallemant, der mit dem Herrn de „la Chambre in das Haus des Mezeray, der „seit kurzem gestorben, gegangen war, bemächtigte sich, ohne daß es der Herr de la Chambre „gewahr ward, aller Papiere, die der Herr de „Mezeray sich von dem Buchhändler Petit, wenn „sie abgedruckt waren, zurück hatte geben lassen.„ Der Abt Tallemant setzt hinzu, daß man schon bis auf den Buchstaben M gedruckt hatte, und daß Füretiere aus diesen abgedruckten Bogen, aus den Handschriften des Mezeray und aus dem Wörterbuche der Künste des Margane, ein Universalwörterbuch zusammen zu schreiben vermeynte.

Mit diesen Hülfsmitteln versehen, brachte der Abt von Chalivoi nicht länger als sechs Jahr mit dem großen Werke zu, das er unternahm. Es war aber damit nicht genug, daß er es zu Stande brachte, sondern es mußte auch an den Tag gebracht und die Erlaubniß zum Drucke gegeben

werden.

werden. Der Abt wendete sich demnach zuerst an den Kanzler, und zeigte ihn den Titel seines Wörterbuchs. Der Kanzler schickte den Verfasser zum Charpentier, der damals der Examinator und Censor neuer Bücher war. Der Abt gieng zu ihm, und sprach mit ihm von seinem **Wörterbuche der Künste und Wissenschaften**, und bat ihn um ein Certificat, damit er ein Privilegium erhielte. Charpentier wollte das Buch selbst sehen; der Abt aber, der Weitläuftigkeiten besorgte, antwortete, um ihn abzuschrecken: „Es ist eine ungeheure Arbeit; aber bestimmen Sie nur einen Tag; Sie sollen bey „mir speisen, uud mein Wörterbuch zu lesen bekommen, da Sie denn sehen werden, daß nichts „als Kunstwörter darinne vorkommen.„ Der Tag ward angesetzt. Füretiere bat zween seiner Freunde dazu, mit denen er schon alles abgeredet hatte. Man ist lustig über der Tafel; hierauf giebt man dem Gaste, den man hintergehen wollte, große dicke Bände von zusammengeheftetem unnützen Papiere, oben darauf aber einige Hefte von Kunstwörtern. Charpentier sieht die obersten Blätter, wie sie ihm zuerst in die Hände fallen, an, und findet darauf in der That einige Wörter aus der Anatomie und Chirurgie. Er sieht andere Blätter an, und findet wieder Wörter, die zu den Wassern und Wäldern gehören. Es fiel ihm nun weiter kein Verdacht ein; er war sogar der erste, der alles mit seinem Beyfalle beehrte. Man stimmt ihm bey; die Gesellschaft

wird

wird munter; man fängt an, einander lustige Histörchen zu erzählen. Nachdem man sich satt gelacht und nun aus einander gehen wollte, überreicht man dem Charpentier mit vieler Höflichkeit einen Bogen Papier, und bittet ihn, seine Approbation darauf zu schreiben. Er besinnt sich nicht lange, und schreibt ein Certificat über ein Wörterbuch bloß der Künste und Wissenschaften nieder.

Das war dem Füretiere schon genug. Er legte hierauf ein Privilegium zur Untersiegelung vor, in welches er eine Zeile wider den Inhalt des Certificats gesetzt hatte. Der Titel war so gegeben: **Universalwörterbuch, worinne alle, sowohl alte als neue Wörter der Sprache, der Künste und Wissenschaften enthalten sind.** Er hängt dem Privilegio das Certificat an; man legt es dem Kanzler vor; dieser fragt, ob das Certificat des Charpentier da sey; man antwortet ihm mit Ja, und der Kanzler unterschreibt das Privilegium.

Dadurch ward das Privilegium der Academie unnütz. Füretiere, der über das seinige voller Freuden war, eilte, sein Wörterbuch bald heraus zu geben; man erfuhr aber seinen listigen Streich, während daß das Werk unter der Presse war. Die Buchhändler sprachen unter einander davon, und der Verleger der Academie gerieth darüber in große Besorgniß. Die Hausirer zu Paris wußten sogar, daß Füretiere alles in sein Wörterbuch gebracht habe, was in dem von der Academie stand. Die Academie aber wollte es zur

Zeit

Zeit noch nicht glauben; es giengen ihr über die Untreue eines ihrer Mitglieder nicht eher die Augen auf, als bis die ersten Bogen des Füretiere zum Vorschein kamen, und sie sich in einer Zueignungsschrift an den König, in der Vorrede, und in den hier und da eingestreuten Anmerkungen sehr gemishandelt fand.

Sie stellte hierauf im J. 1685 eine außerordentliche Versammlung an, wo Füretiere, wegen der Beschwerden, die man wider ihn hatte, zur Verantwortung gezogen werden sollte; er erschien dabey aber nicht, so wie auch, da diese Versammlung zum zweyten Mal angestellt ward. Der Herr de Novion, damaliger Director der Academie und erster Präsident des Parlements, hatte ihm selbst gerathen, nicht zu erscheinen. Der Herr de Novion wollte diese Sache selbst auf die leichteste Art beylegen; er hatte sogar den Füretiere schon so weit gebracht, daß er ihm gutwillig sein Privilegium und den ersten Buchstaben seines Manuscripts übergab; das Wenige aber, was man von dem Wörterbuche gedruckt gesehen hatte, verdarb alles.

Die Academie, die auf das ihrige eifersüchtig war, wollte von einem Schriftsteller Rede und Antwort haben, der allem Ansehen nach, es ihr weggenommen hatte. Es ward darüber eine wichtige Conferenz bey eben dem Herrn de Novion gehalten; die Academie schickte ihre Abgeordnete dazu, und Füretiere war in Person dabey.

Das

Das erste, was man that, war, daß die beyden Privilegia abgelesen wurden. Der Abt behauptete, daß das seinige nach allen Regeln richtig sey. Charpentier nahm hierauf das Wort, und sagte, daß seine Approbation sich nur auf die Kunstwörter, nicht aber auf alle Wörter der Sprache erstrecke. Die beyden Academiker geriethen hierbey an einander. Man untersuchte hierauf beyde Manuscripte in verschiedenen Artickeln, und die Aehnlichkeit fiel überall in die Augen. Eben die Ordnung, eben die Definitionen, eben die Redensarten; wenigstens fanden es die Anhänger der Academie also. Die Abweichungen waren so unbeträchtlich, daß dadurch die Betrügerey des Füretiere noch mehr bestätigt ward. Es war ihm auch, setzt man hinzu, während dieser Untersuchung sehr übel zu Muthe; die Abgeordneten der Academie selbst hatten Mitleiden mit ihm, und meynten, daß es eine Grausamkeit wäre, wenn sie die Conferenz länger fortsetzten.

Man hob diese demnach auf, um drey Tage darnach eine andere anzustellen. Racine, Despreaux, la Fontaine und alle Freunde des Füretiere, machten sich diese Zwischenzeit zu Nutze, um ihn zu besuchen und zu trösten, wozu sie von der Academie selbst die Erlaubniß hatten. Sie fanden ihn aber mehr als iemals wider dieselbe aufgebracht, und weder Vorschläge, Vermahnungen noch Bitten konnten ihn auf andere Gedanken bringen. In der neuen Conferenz, die man

deß-

deßwegen anstellte, und die eben so unnütz war als alle übrige, sagte endlich der Herr de Novion zu ihm, daß er weder als Richter, noch als Mitglied der Academie, noch als Freund sichs versagen könnte, ihn zu verdammen. Und von der Zeit an, war die Academie gegen den Füretiere so aufgebracht, daß sie die fürchterlichsten Flüche wider ihn aussprach. Sie stieß ihn den 22 Januar 1685 aus ihrer Gesellschaft, deren Mitglied er seit drey und zwanzig Jahren gewesen war.

Da sie aber nichts ohne Einwilligung ihres Beschützers thun kann, so machte sie sogleich davon einen Bericht an den König. Der Monarch wollte die Sache auf dem ordentlichen Wege der Gerechtigkeit untersucht haben. Der Proceß ward vor dem königlichen Rathe geführt, und dieser unterdrückte das Privilegium des Füretiere. Es ist dieses die größte Strafe; denn er ward nicht wieder in die Academie aufgenommen, und konnte aufs neue keine Stimmen erhalten.

Die Widerrufung des Privilegii brachte den Füretiere zur Verzweifelung. Seine Vertheidigungsschriften belustigten die ganze Stadt. Er verwies darinne der Academie ihre Langsamkeit in Herausgebung ihres Wörterbuchs, indem, wie er anmerkt, die lebenden Sprachen sich ohn Unterlaß verändern. „Es geht der Academie, „sagte er, wie dem Barbier des Martial, der „so lange über einer Seite des Barts schor,

„daß unterdessen auf der andern ein neuer her-„vor wuchs.„

Darf man der Beschreibung glauben, die er von der Art, die Zeit in den Versammlungen zuzubringen, macht? „Der, der am ärgsten schreyen „kann, sagt er, ist es, der das meiste Recht hat. „Jeder hält über die geringste Kleinigkeit eine „lange Rede; der zweyte wiederholt, gleich einem „Echo, das, was der erste gesagt hat, und oft re-„den drey oder vier zu gleicher Zeit. Wenn eine „Versammlung von fünf bis sechs Personen ge-„halten wird, so liest einer vor, der andere sagt „seine Meynung darüber, zween sitzen und plau-„dern, einer schläft, und einer liest zum Zeitver-„treibe in einem Wörterbuche, das von ungefähr „auf dem Tische liegt. Wenn der zweyte nun „seine Meynung sagen soll, so muß man ihm die „Artickel wieder vorlesen, weil er das erste Mal „nicht drauf gehört hat. Das ist die Art, wie „man mit dem Werke eilt; es gehen nicht zwo „Zeilen vorbey, daß man nicht eine lange Aus-„schweifung dabey macht, eine lustige Geschichte „oder etwas aus den Zeitungen erzählt, von „Staatsgeschäfften oder von Verbesserungen in „der Regierung spricht.„

Ist vielleicht auch folgende Geschichte nur zum Zeitvertreibe erfunden? „Der Abt Tallemant „und Charpentier geriethen einst mit Worten an „einander, und nachdem sie einander allerhand „Schimpfreden angehangen, warf Tallemant dem „Charpentier das Wörterbuch des Nicot, und

„dieser

„dieser jenem das Dictionnaire des Monet an „den Kopf. Sie antworteten einander noch durch „andere dicke Bände, ehe man sie von einander „bringen konnte. Cordemoi, der Director, ver„glich sie endlich, nach langen Ueberlegungen, „wieder mit einander. Sie mußten hierauf ein„ander umarmen, ohne daß dadurch die Fortse„tzung ihres Hasses einigen Nachtheil erlitten ha„ben sollte. Man bat sie, die Sache geheim zu „halten, weil, wenn sie ausgebrochen wäre, die „ganze Academie verdient hätte, aus dem Lou„vre verjagt zu werden, wegen der wenigen Ehr„furcht, die man gegen einen Saal, auf wel„chem der König Rath hält, wenn er zu Pa„ris ist, und gegen das Bildniß Sr. Ma„jestät, welches an der obern Wand hängt, „bezeugte.„

Den reichsten Mitgliedern der Academie wird in diesem Stücke vorgeworfen, daß sie nur nach den Schaumünzen gelüsteten, und diesen kleinen Gewinnst weit lieber hätten, als das Wachsthum der Sprache; daß sie sogar verschiedenen Personen ihre Stimmen versagt hätten, weil sie besorgten, daß diese sie durch ihren Fleiß um den Profit bringen möchten. Die Mitglieder der Academie, die diese Schaumünzen (jettons) gern annehmen, werden jettonniers genennt. a)

a) Man will, nach dem Tode des Dübosc, in einem Winkel seines Cabinets, auf zwanzig tausend solche Schaumünzen gefunden haben. Man that

Füretiere mengt überall in seinen Vertheidigungsschriften Spöttereyen und Grobheiten durch einander; sie wurden daher durch eine Policeyverordnung vom 24 December 1686 verboten. Sie enthielten besonders sehr harte Dinge gegen den berühmten a) la Fontaine; einen Mann, der am wenigsten gemacht war, Feinde zu haben, und der noch außerdem lange Zeit gut Freund mit dem Füretiere gewesen war.

La Fontaine und Quinault sind die einzigen berühmten Schriftsteller, wider welche sich Füretiere erboßte. Die andern, mit denen er anband, sind Franz und Paul Tallemant, Charpentier, Regnier, Leclerc, Boyer, Schriftsteller, die man heut zu Tage lächerlich oder mittelmäßig findet. Er war wenigstens so vorsichtig, daß er einen Unterschied unter den academischen Mitgliedern machte, und die berühmten Männer unter ihnen, welche die Ehre der Nation waren, nicht mit denen vermengte, für welche er nicht die geringste Achtung hatte. Eine Gerechtigkeit, die man auch dieser Gesellschaft überhaupt muß wiederfahren lassen, ist, daß sie sich nicht in gewisse privat Zänkereyen mengte, die mit Gassenliedern, Sinn-

that der Academie den Vorschlag, diese Schaumünzen in ordentliche Medaillen, mit dem Bildnisse des Königs, zu verwandeln.

a) Der Autor erzählt hier einen Streit zwischen diesen beyden Männern, der, nebst den beyden Sinngedichten, die hier angeführt werden, schon in den Anecdoten Th. II S. 13 steht.

Sinngedichten, Mährchen, ungezognen Briefen und lächerlichen Drohungen geführt wurden. Charpentier machte eine Devise auf die Ausstossung eines der Mitglieder der Academie. Die Erfindung derselben ist so beschaffen, daß sie nur auf der Straße Düboïs oder in den Zoten des Rabelais eine Figur machen würde, ab ejecto corporis sanitas.

Die Mitglieder der Academie schoben die Schuld der Verzögerung ihres berüchtigten Wörterbuchs auf die dringenden Geschäffte, die ein ieder in seinem Stande zu besorgen hatte, oder auf andere Werke, die sie zugleich schrieben. Sie führten die Academie della Crusca zum Beyspiele an, welche vierzig Jahr zubrachte, ehe sie ihr Wörterbuch das erste Mal heraus gab, und mehr als dreyßig Jahr, ehe sie es durchaus verbesserte.

Aber weder Füretiere noch das Publicum waren mit diesen Entschuldigungen zufrieden. Füretiere wollte immer noch Recht haben, ob ihn gleich der königliche Rath verdammt, und die Policey seine Schriften verboten hatte. Er wandte sich bald an den Kanzler, bald an den König selbst, um die Erlaubniß zum Druck seines Wörterbuchs zu erhalten. Er behauptete, daß beyde Wörterbücher, ob sie gleich aus einer Quelle geflossen, einander dennoch nicht ähnlich wären; daß es ihm leid seyn würde, wenn das seinige in Ansehung der Zahl der Artickel, der Richtigkeit, der Gelehrsamkeit, der Annehmlichkeit, der Veränderung und der Wichtigkeit in den Materien nicht einen

Vorzug vor dem andern haben sollte. Er ließ endlich den Academikern durch den Mund des Publici sagen: „Entweder gebt uns ein Wörter„buch, oder laßt uns eins von andern geben.„ Er verglich die Academie mit einer Frau in Kindesnöthen, und sagte, daß deßwegen, weil sie so lange zubrächte, die Geburt um nichts besser seyn würde.

Er führte besonders zum Grunde an, daß das Privilegium der Academie der Freyheit der Gelehrten, der Nacheiferung und dem Wachsthume der Künste zuwider sey. Füretiere aber mochte sagen, was er wollte; alle seine Vorstellungen beym Kanzler und beym Könige halfen ihm nichts. Er ärgerte sich darüber zu Tode; und dieser Mann, der ein angenehmeres Leben führen konnte, starb vor Verdruß zu Paris, den 14 May 1688, im acht und sechzigsten Jahre. Sein Wörterbuch ward erst nach seinem Tode gedruckt; der Academie ihres kam im J. 1694 zum Vorschein, es erfüllte aber bey weitem die Hoffnung nicht, die man sich von demselben gemacht hatte. Racine hatte es voraus gesehen, daß der Beyfall nicht gar groß seyn würde. Man sagt wenigstens, daß, als er einst einige Artickel im Manuscript durchsahe, er in der öffentlichen Versammlung ausgerufen habe: „Liebster Gott! wohin „werden wir uns verkriechen, wenn das Buch zum „Vorschein kommen wird? Das Publicum wird „uns steinigen!„

Lud-

Ludwig XIV hatte sein Vergnügen an den lustigen Einfällen des Füretieré. So einen grossen Abscheu er auch vor dem Burlesquen hatte, so las er diese doch eben so gern als das Publicum. Jedermann machte sich auf Rechnung der französischen Academie lustig. Man trieb es so weit, daß man insgemein sagte, man müsse sie den Wissenschaften nützlich zu machen suchen, so wie der Abt de Saint-Pierre die Dücs und Pairs dem Staate nützlich zu machen suchte. Andere, die weniger streng waren, meynten zwar nicht, daß man sie ganz unterdrücken, sondern vielmehr mit andern Academien vereinigen sollte, die einen wichtigern und bestimmtern Gegenstand zu ihrem Endzwecke haben; eine Meynung, welche nicht die richtigste ist; denn es ist immer für die Sprache allein eine Academie nöthig. Die Engländer haben diese Nothwendigkeit eingesehen. Pope, Dryden, Congreve gehörten nicht zur königlichen Gesellschaft zu London. Es würde gewiß in dieser Stadt sich eine besondere Gesellschaft für die Sprache, nach Art der unsrigen befinden, wenn nicht England, in den letzten Jahren der Königinn Anna, in so viele Factionen zertheilt gewesen wäre. Die Wighs droheten, die ernannten Beschützer der künftigen Academie hängen zu lassen, welches, wie man sich leicht vorstellen kann, alle entworfene Plans zu dieser neuen Einrichtung rückgängig machte.

Man tadelte besonders an unsern französischen Academikern ihre allzugroße Neigung zu Lobre-

den. Verschiedene Schriftsteller haben bemerken wollen, daß das Publicum nicht so große Achtung für die französischen als für die Academie der Wissenschaften habe. Es ist wahr, daß es mehr Spötter der erstern giebt; dieses kömmt aber daher, daß die meisten Leute sich im Stande zu seyn glauben, von ihren Arbeiten urtheilen zu können. Außerdem zeigen auch die meisten Schriftsteller eine große Gleichgültigkeit gegen diese Gesellschaft, so lange sie dieselbe als ein Ziel ansehen, welches sie nie zu erreichen hoffen; sie ändern aber die Sprache, wenn sie dieselbe ihren Augen näher sehen. Kurz, Neid und Bosheit mögen sagen, was sie wollen, es ist ausgemacht, daß der Armstuhl der Academie das Ordensband der Gelehrsamkeit, oder das Tabouret der schönen Geister sey. Daher kömmt es, daß sich selbst verschiedene Mitglieder der Academie der Wissenschaften Mühe gegeben haben, diese Ehre zu erlangen. Die Verse des Fontenelle sind bekannt: a) „Wenn wir vierzig voll „sind, so spottet man über uns; sind wir aber „neun und dreyßig, so fällt man vor uns auf die „Knie nieder.„

a) Quand nous sommes quarante, on se moque de nous,
Sommes-nous trente-neuf, on tombe à nos genoux.

Der

Der Pater Norbert
ein Capuciner,
und
die Jesuiten.

Und du, mein Brutus, bist auch dabey! a) Mit diesen Worten, sagt der Abt Desfontaines, hätten die Jesuiten den P. Norbert anreden können. Beyde Orden hatten stets in der besten Vertraulichkeit mit einander gelebt. Beyde waren aus Venedig verbannt; beyde hiengen den Decreten des römischen Hofes an; sie hatten beyde den Haß gegen die Ketzer, Zänkereyen, Gefahren und Glück mit einander gemein. Dem P. Norbert war es vorbehalten, eine so schöne Eintracht zu stören. Er trat auf die Seite der Feinde, welche die Jesuiten allenthalben haben. Europa und Asia erschallten von ihren Streitigkeiten.

Pondichery war der Wahlplatz. Der P. Norbert, der seine Provinz Lothringen für seinen grossen Eifer zu klein fand, brannte für Begierde, über das Meer zu gehen und Indien zu sehen. Seine Brüder zu Pondichery, die mit Vergnügen die Zahl der Arbeiter in dem Weinberge des Herrn zunehmen sahen, nahmen ihn aufs Beste auf.

a) Tu quoque, mi Brute!

auf. Der neue Apostel erfuhr bald nach seiner Ankunft, daß die Capucinermissionarien mit den Missionarien der Jesuiten daselbst im Streite lägen, wegen der Gebräuche und Gewohnheiten der malabarischen Völker. Er ergriff diese Gelegenheit, um sich hervor zu thun; er fachte das Feuer der Zwietracht an, und gab endlich im J. 1744 zwey Bände in Quart unter dem Titel heraus: Historische Nachrichten des P. Norbert, eines Capuciners aus Lothringen, an den Pabst Benedict XIV.

Man sehe zuerst das Gemälde, das der Verfasser von den malabarischen Gebräuchen macht. Diese Gebräuche bestehen in einer Vermischung heidnischer Ceremonien und eines lächerlichen Aberglaubens; sie sind unter den Völkern auf der Küste Coromandel und den benachbarten Königreichen im Gebrauch. Diese Völker beobachten, mit einer gewissenhaften Genauigkeit, alle diese Cärimonien, die sie als einen wesentlichen Theil ihres Götzendienstes ansehen.

Die Zahl ihrer Götzen ist unermeßlich. Es sind aber immer einige mehr als die andern. Drey sind darunter die vornehmsten: das Feuer, das Wasser und die Erde. Dieser letzte Götze, den sie Brachma oder Brama nennen, hat den Vorzug vor allen andern. Seine Priester, welche Brachmanen oder Braminen genennt werden, unterlassen nichts, um das Volk in dieser Einbildung zu erhalten. Sie sind unwissend und dabey sehr aufgeblasen. Da man sie für Ab-

kömm-

kömmlinge des Gottes Brama hält, so stehen sie in vorzüglicher Achtung, und man sieht sie als eine besondere Gattung von Menschen an. Sie machen eine privilegirte Zunft zusammen aus, und werden für den vornehmsten Adel gehalten; sie haben, dem zu Folge, einen allgemeinen Abscheu vor allem, was man Parreas, Bürger oder Pöbel nennt. Die armen Parreas sind von allen Aemtern und Würden ausgeschlossen. Man achtet sie nicht würdig, etwas mit den Adelichen weder in den geringsten Religionsübungen noch im bürgerlichen Leben gemein zu haben.

Die Einwohner dieses Theils von Indien sind Pythagoräer in Ansehung der Seelenwanderung, und daher kömmt ihre große Hochachtung gegen die Thiere. Die Kuh ist bey ihnen ein Gegenstand der Anbetung. Der Staub ihres Kothes reinigt von Sünden, und macht die Leute geschickt, sich ihren Götzen würdig zu nahen. Ein Mensch, der das Fleisch dieser Thiere äße, würde von allen verabscheuet werden.

Die Sorge, den Pöbel in diesem Chaos des Aberglaubens zu erhalten, ist unsern stolzen Braminen überlassen, und sie schicken sich vollkommen wohl dazu. Sie haben außerdem noch ein sehr sonderbares Amt: sie müssen nämlich, mit dem Schall der Trompeten begleitet, die ersten Kennzeichen der Mannbarkeit eines Mägdchens, im Triumphe herumtragen und ausrufen.

Die Unenthaltsamkeit ist bey diesem Volke geheiligt. Die jungen Bräute würden für einfäl-

tig

tig angesehen werden, wenn sie nicht die Figur des Poullear oder Pulleyar, des indianischen Priapus, am Halse trügen. Ich schreibe dieses alles dem P. Norbert nach, welcher, um in diesen Dingen nichts verschweigen zu dürfen, sich sogleich im Anfange seines Werks als einen Mann beschreibt, der nichts zu sagen glaubt, wenn man nicht deutlich begreift, was er sagt.

Es ist fast alles Aberglauben bey den Malabaren. Gewisse Libationen reinigen die Seele, und andere beflecken sie. Es ist ein Verbrechen, Wein zu trinken. Man würde es für eine Gottlosigkeit ansehen, wenn einer von dem Fleische irgend eines Thieres äße. Man fürchtet sich, den geringsten Wurm todt zu schlagen, weil man die Wanderung der Seelen mit großer Ueberzeugung glaubt. Ein ehrlicher Malabare würde eher Hungers sterben, als von einer Speise essen, die er nicht selbst oder einer seiner Hausgenossen zugerichtet hätte.

Die Ehre der Familien ist es, worauf man am meisten eifersüchtig ist. Es würde eine unauslöschliche Schande seyn, wenn einer von edler Familie eine von bürgerlichem Stande heirathen wollte. Den Speichel können alle Malabaren gar nicht sehen, und wenn sie sterben, halten sie es für ein sonderbares Glück, einen Kuhschwanz in der Hand zu halten.

Sie sind der Meynung, daß die Seele, wenn sie den menschlichen Körper verläßt, in eine Kuh fährt, um sich da zu reinigen, oder mit der Gott-

heit,

heit, die sie in diesem Thiere wohnend glauben, in Gesellschaft zu leben. Da sie glauben, daß beym Sterben die Seele nur aus einem Körper in einen andern fährt, so legen sie sogleich, wenn iemand gestorben ist, den Leichnam auf ein Paradebette, und stellen ihm einen Spiegel vor die Augen, damit er darinne seine neue Gestalt besehen könne. Wenn man ihn in das Grab senkt, so giebt man ihm einen guten Vorrath von Speisen mit, wenn ihm etwan die Lust zu essen wieder ankommen möchte. So ausschweifend die Malabaren auch sind, so thun sie doch den Europäern die Ehre an, daß sie dieselben sehr verachten. Auch dieses sagt uns der P. Norbert als eine Gewißheit.

Die Capuciner waren noch eher als die Jesuiten nach Pondichery gekommen. Ihre Mission befand sich in blühenden Umständen. Sie hatten ihren Neubekehrten nie die Gebräuche ihres Landes zugelassen. Die Jesuiten, die eine entgegengesetzte Gewohnheit beobachteten, und den Neubekehrten der andern Missionen ihre Gewohnheiten größten Theils erlaubten, kamen in eben dieser Stadt an, und wollten zu Pondichery eben dieselbe Weise beobachten. Dieses war augenblicklich die Gelegenheit zum Kriege unter allen Missionarien.

Die Capuciner warfen den Jesuiten vor, daß sie ein abgöttisches Gemische mit den Gebräuchen der christlichen Religion und den indianischen des Heidenthums machten. Die Jesuiten verthei-

digten sich, und nahmen den Capucinern die malabarische Parochie Pondichery weg. Es waren damals zwo Kirchen in der Stadt, welche zwo besondere Religionen zu haben schienen. Man nannte einen Theil Capucinerchristen, und den andern Jesuiterchristen. Die Neubekehrten, die ihre Rechnung bey den letztern besser fanden, liefen den Capucinern häufig davon, und wandten sich zur Kirche der Jesuiten.

Die Jesuiten thaten noch mehr. Sie baueten zween Tempel; einen für die Edlen, und den andern für das gemeine Volk. Von der Zeit an hatten beyde Classen der Indianer, weder in Ansehung der Tauf- und Hochzeitceremonien, noch der Beichte und Communion, nichts mehr mit einander gemein. „Man jagte die Parreas „oder Unedlen schimpflich aus dem Tempel der „Edlen fort; die Priester durften nicht zu ihnen „ins Haus gehen, um ihnen die Sacramente zu „reichen, sondern man mußte die Sterbenden auf „die Thürschwelle legen, wenn ihnen dieser geist„liche Dienst wiederfahren sollte. Man erlaub„te, daß Kinder von sieben Jahren einander hei„ratheten, so wie auch daß die Zeichen der Mann„barkeit eines Mägdchens öffentlich herum getra„gen wurden. Mit einem Worte, es war fast „nicht mehr möglich, einen Unterschied unter den „Heirathen der Christen und der Heiden zu fin„den. Ein Crucifix, ein Bild der heil. Maria, „das man an den Ort stellte, wo dergleichen Ce„remonien vorgenommen wurden, war fast der

„ganze

„ganze Unterschied. Die christlichen Bräute „trugen eben so, wie die heidnischen, die Figur des „Götzen Pulleyar am Halse.„ Aber sollten die Jesuiterchristen wohl noch andere Merkmaale haben, an denen man sie erkennen kann? Der P. Norbert wenigstens sagt es.

Man erkannte sie an der ganz neuen Art, die Sacramente auszutheilen; an den Namen der falschen Gottheiten, die man ihnen bey ihrer Taufe gegeben hatte; an ihren halb nackenden Leibern, wenn man sie auf der Gasse sahe, und an ihrem verdeckten Angesichte in Gegenwart des heil. Sacraments; an ihrer mit Asche vom geheiligten Kothe der Kuh beschmierten Stirn; an einigen kurzen Gebetern, die sie in den Bädern thaten, die bey den Indianern so sehr im Gebrauch sind; an ihrem Widerwillen, mit gewissen Personen gewisse Speisen zu essen, die in ihren Ländern verabscheuet werden; an ihrem Stolze, ihren Vorurtheilen und allerhand Arten von Abscheu. Die Capucinerchristen waren hingegen gute Christen, die durch ihr bescheidenes und anständiges Wesen von andern leicht zu unterscheiden waren.

Diese Verschiedenheit gereichte der Religion nicht zum Vortheile; was sollten aber die Capuciner bey dergleichen Umständen thun? Sie stellten dem heil. Stuhle, in aller Unterthänigkeit vor, daß die Missionarien der Jesuiten Abgötter, oder nicht weit davon wären. Die Jesuiten erfuhren es sogleich, und suchten sich zu rächen. Aergerniß und Uneinigkeit riß unter allen Missiona-

sionarien ein, und die christliche Religion litt darunter sehr.

Der Capuciner Norbert kömmt, nachdem er die Jesuiten so abgemalt hat, auf den heil. Franciscus Xaverius, den er ziemlich zurückhaltend lobt; er geht hierauf zu dem P. Robert a Nobili, einem der würdigsten Missionarien in Indien, fort. Er wirft ihm vor, daß er die Franciscaner vom Platze vertrieben, die sich in diesem Lande schon fest gesetzt hatten, und nicht glaubten, daß sie die Natur durch allzu strenge Bußübungen erschrecken müßten. Er macht es ihm zum Verbrechen, daß er sich in dem Königreiche Maduras als ein Bramine gekleidet, und daselbst ein strengeres Leben geführt, als die Braminen selbst. Ein solcher Vorwurf, in dem Munde eines Capuciners, klingt ein wenig fremd. Vielleicht sieht er die Strenge der Lebensart und das Sonderbare in der Kleidung für ein Vorrecht seines Ordens an.

Aber sind auch alle Vorstellungen, die der P. Norbert seinen Lesern macht, gegründet? Sollten es wohl Gespenster und Ungeheuer seyn, die er selbst erschafft, um sie zu bestreiten? Ist es gewiß, hat man ihn gefragt, daß die malabarische Religion alle diese Gebräuche vorschreibt? Vergrößert er nicht selbst etwan das Gemälde derselben? Sind diese Gewohnheiten wirkliche Gebräuche? Ein Muselmann könnte so den Namen eines Gebrauchs unserm Johannisfeuer, dem gemästeten Ochsen, den man beym Beschluß des Carnevals auf den Straßen herum führt, unsern

Maske-

Maskeraden, dem Geschrey: der König trinkt, u. s. w. geben. Alles dieß sind Gewohnheiten und keine Gebräuche.

Aber man hat, sagt der Capuciner, eine besondere Kirche für die adelichen Christen, und eine besondere für die Parreas. Man antwortet ihm darauf: Haben die Cartheuser nicht auch ein besonderes Chor für die Patres, und ein anderes für die gemeinen Brüder? Es ist nicht zu besorgen, daß die abgesonderte Kirche die Adelichen stolz machen werde, weil sie alle Christen sind, und sich daher auch alle als Brüder anzusehen haben.

Man hat bisher gesehen, wie der historische Theil des P. Norbert beschaffen gewesen; man sehe nun auch, wie er sich gegen gewisse Personen aufführt. „Die Jesuiten, sagt er, sind Rebel„len, in Ansehung der Aussprüche des römischen „Hofes wegen der malabarischen Gebräuche; sie „sind die einzige Ursache der Folgen dieser un„glücklichen Begebenheit. Die Widerspenstig„keit gegen die Befehle des heil. Stuhls kömmt „nur von ihnen her; der Samen der Zwietracht „wird nur durch sie ausgestreut u. s. w.

Fast das ganze Werk des P. Norbert ist, nach der Vorstellung seiner Widersacher, ein bloßes Gewebe von Unrichtigkeiten. Bosheit und Rachgier haben seine Feder geführt, so daß sie die bitterste Galle ausschüttet. Seine Schreibart ist voller Feuer, aber nicht rein und noch weniger bescheiden. Der P. Patouillet widerlegte ihn. Die Sache der Jesuiten war in guten Händen.

Er behielt, indem er seinen Orden vertheidigte, für die Capuciner alle Achtung und Bescheidenheit, die ein Orden noch allemal verdient, wenn er auch einige unwürdige Mitglieder unter sich begreift.

Der Jesuit griff bloß den P. Norbert an. Er setzte Zeugnisse gegen Zeugnisse, und brachte eine Menge ärgerlicher Anecdoten bey. Den Capuciner schilderte er nach dem Bilde, das die Obern seines Ordens von ihm gemacht hatten, und nach dem Zeugnisse des ehrwürdigen Paters Thomas von Poitiers, Custodis und Generalsuperiors der Capuciner zu Madras, der sich dreyßig Jahre an diesem Orte aufgehalten hatte. Sein Zeugniß scheint um so viel stärker zu seyn, da der P. Custos nicht zweifelte, daß man einst von seinen Schilderungen Gebrauch würde machen können.

Das Bild, das er von dem P. Norbert, in einem Schreiben an den Herrn Dümas, damaligen Gouverneur zu Pondichery, macht, stellt diesen Missionar als einen Betrüger vor. Es wäre sehr unvorsichtig gewesen, wenn er dieses ohne Beweis gesagt hätte: man sehe demnach die Beweise, die er uns vorlegt, und wie man die Geschichte insgemein erzählt. Der P. Norbert hielt in der Stadt Pondichery dem Bischof Visdelou, einem Exjesuiten, die Trauerrede, und machte zugleich eine Satyre auf alle Jesuiten. Es entstanden darüber von ihrer Seite große Klagen. Um sie nun zum Schweigen zu nöthigen, kam er auf den Einfall, sein Manuscript

von

von angesehenen Personen unterschreiben zu lassen. Es unterschrieben es wirklich verschiedene; die wichtigste Unterschrift für den Capuciner aber war die vom Herrn de Lollieres, Bischof zu Juliopolis, und diese konnte der P. Norbert nicht erhalten. Er machte sie daher selbst nach, und durch dieses Mittel ward die Trauerrede gedruckt und überall ausgebreitet. Der Bischof, den es verdroß, daß sein Name dieser Schmähschrift auf die Jesuiten zum Freybriefe diente, ließ den P. Norbert zu sich fordern, und dieser mußte ihm einen Revers ausstellen, worinne er als falsch erkannte, daß der Bischof zu Juliopolis seinen Namen auf das Original der Trauerrede gesetzt habe.

Eben dieser P. Custos schreibt in einem andern Briefe an den Herrn Dümas: „Ich bin eben so, „wie Sie, der Ausschweifungen unsers P. Nor„berts müde, und dieses um so viel mehr, da ich „weis, daß es Ihnen Mühe und uns Verwir„rung verursacht. Ich habe schon von der Un„terschrift des Herrn de Lollieres gehört, dessen „Namen er unter seine Leichenrede gesetzt hat. „Er hat noch andere Reden gemacht und gehal„ten, die nicht besser sind als diese.„ Man setzt hinzu, daß alle Klöster und Städte, in welchen sich der P. Norbert aufhielte, sich an ihm ärgerten; daß er bald mit seines Gleichen, bald mit seinen Obern Händel und Verdrüßlichkeiten habe; daß er bald diese bald jene verläumdete, und sie gern an einander hetzte; daß er die Reden, die

er wider die Jesuiten führte, auf die Rechnung der Capuciner schriebe, und sich dabey noch für sehr zurückhaltend ausgäbe, indem er nicht alles Anzügliche, was ihm sein Orden zu sagen auftrüge, sagen möchte. Wenn dieses alles sicher und gewiß wäre, was für eine Meynung müßte man nicht vom P. Norbert haben? Man würde gewiß keinen strafbarern Mönch gefunden haben. Man findet nicht eine einzige Stelle zu seinem Lobe in allen Nachrichten und Originalbriefen, die der seraphische Orden den Jesuiten ausliefern wollte. „Wir müssen uns diesen Zänker vom „Halse schaffen, schrieb einer seiner Obern an den „Gouverneur zu Pondichery. Was können wir „uns von einem Menschen versprechen, der sich „in den Kopf kommen läßt, und ganz ungescheut „sagt, daß er keinen Obern, er sey geistlichen oder „weltlichen Standes, über sich erkennt? Weil „er nun keinen Obern geistlichen Standes über „sich annehmen will, so müssen Sie die Gütigkeit haben, ihm zu zeigen, daß er einen weltlichen Obern hat. Der P. Norbert ist ein Zänker, ein böser Mann, ein Eingebildeter, der den „Verstand verloren hat. Er würde uns alle an „einander hetzen, wenn er in Indien bliebe.„

Der Bischof zu St. Thomä veruneinigte sich mit dem hohen Rathe zu Pondichery, und daran war der listige Norbert Schuld. Der Bischof brachte seine Klagen bey dem Cardinal Fleury an, und bat denselben, wie der P. Patouillet sagt, „daß er einen Missionar, der dieses Namens

„so

„so unwürdig sey, aus seinem Kirchspiele verja„gen sollte; der Bischof erhielt darüber eine „schriftliche Erlaubniß, um Indien von diesem „Halsstarrigen zu befreyen, der daselbst schon so „viel Aergerniß gegeben hatte.

Norbert, der nun aus Indien vertrieben war, ward gegen die Jesuiten noch rasender, weil er merkte, daß sie die Ursache davon waren. Die Rachgier trieb ihn an, wider diese Patres zu schreiben, so bald er nach Europa kam. Er war so listig, daß er seine historischen Nachrichten einem der größten Päbste, welche die römische Kirche regiert haben, überreichen konnte. Es ist dabey sehr merkwürdig, daß er den Pabst für sich einnahm; und noch merkwürdiger ist es, daß selbst die Schutzleistung Benedicts XIV nicht im Stande war, ihn gegen die Verfolgung seiner Feinde sicher zu stellen. Sein historisches Werk ist, seiner Aussage nach, ihm bloß von Redlichkeit und Eifer eingegeben worden. Nach der Aussage des P. Patouillet aber ist es, „dem „Grunde nach die gehäßigste Schmäh- und „Schandschrift, und der Einkleidung nach, das „allerverächtlichste Werk. Der Haß dient dar„inne statt der Kunst, der Vernunft, der Me„thode und der Wahrheit.„

Der Vertheidiger der Jesuiten rechtfertigt sie besonders wegen des so oft wiederholten Vorwurfs, daß sie sich äußerlich gegen den römischen Stuhl sehr unterwürfig stellten, im Grunde aber

die ärgsten Rebellen wären. Es ist dieß die vorzüglichste Stelle in dem Schreiben des P. Patouillet. Er führt verschiedene Gründe an, wodurch er das zu entkräften sucht, was er eine Verläumdung nennt. 1. Die Jesuiten haben nicht alle malabarische Gebräuche ohne Unterschied gebilligt. 2. Die, die sie gebilligt haben, sind schon von verschiedenen Missionarien anderer Orden zugelassen worden. 3. Sie haben sich dieser großen Nachsicht in keiner andern Absicht bedient, als um alle Völker zu Gott zu bringen. 4. Sie haben stets versprochen, diese Gebräuche sogleich zu verdammen, als der römische Hof durch ein endliches Urtheil dieselben für abergläubisch erklären wird; sie wußten aber, daß die Entscheidungen Roms in dieser Sache nur vorläufig und bedingungsweise waren, angesehen verschiedene Päbste, und namentlich Benedict XIII und Clemens XII, ihre Decrete eingeschränkt hatten. 5. So oft, während des Streits, entweder von dem Legaten oder dem Pabste selbst, ein Urtheil ist gesprochen worden, so haben sich die Jesuiten stets darnach gerichtet; sie hielten sogar am römischen Hofe um die Untersuchung ihrer Sache, und Entscheidung ihres Processes an. 6. Da sie nunmehro endlich den Proceß verloren, und der heil. Stuhl ein Definitivurtheil gesprochen hat, rechnen sie sichs zur Ehre, sich zu unterwerfen, und die theuren Eide zu halten, die sie deßwegen abgelegt haben.

Unter

Unter diesem Definitivurtheile versteht der Vertheidiger der Jesuiten die Bulle a) Benedicts XIV, vom 1 September 1744. Diese Bulle schreibt den Missionarien eine gewisse Zeit zur Beobachtung gewisser Artickel vor, worauf ihnen befohlen wird, wieder nach Europa zurück zu kommen, wenn sie dieselben nicht beobachten.

Eben dieser Apologist der Jesuiten glaubt sich auf diese Unterwerfung etwas zu gute thun zu dürfen, die er seinen Mitbrüdern vielleicht allzu freygebig beylegt; er redet ihre Widersacher folgender Gestalt an: „Ihr werft uns vor, daß wir „die Urheber der Bullen sind, und dem heil. Stuh„le Breven und Decrete in die Feder dictiren. „Ihr sucht dadurch ihre Gültigkeit zu verrin„gern. Aber sehet hier eine Reihe von Decre„ten, für deren Urheber ihr uns nicht ausgeben „werdet. Schämt euch wegen eurer bisherigen „Unwahrheiten! lernet, daß wir nur Kinder der „Kirche, und nicht Beherrscher derselben sind; „daß wir ihr dienen und gehorchen, nicht aber sie „regieren; lernet euch auch ihrem Joche zu un„terwerfen!„ Er wirft dem P. Norbert vor, daß er mehr einem Jansenisten ähnlich sähe, da er so gern Lügen rede und ein abgesagter Feind der Jesuiten sey; daß die Jesuiten ihm an Hartnäckigkeit selbst nicht gleich kämen, und daß der indianische Zeitungsschreiber ein Anhänger des Zeitungsschreibers der Jansenisten sey.

a) Omnium sollicitudinem.

Der P. Norbert war über diesen leztern Vorwurf sehr empfindlich; er zeigte sich sehr hitzig in einer Angelegenheit, in welche er sich zu mengen nicht nöthig gehabt hätte. Man schonte ihn daher auch mit Spöttereyen nicht; einige davon fielen dem Abt Desfontaines in die Hände, der sie in seine Blätter einrücken ließ. Es wäre bald ein heftiger Krieg darüber entstanden. Der Abt Desfontaines aber, der es für allzu gefährlich hielt, sich in dergleichen Händel zu mischen, blieb bey seinen gelehrten polemischen Anmerkungen, und wollte sich keine neuen Feinde zuziehen.

Die Jesuiten, ob sie gleich zu Rom verdammt wurden, waren dem ungeachtet dem Urheber ihrer Verdammung noch fürchterlich. Sie verfolgten ihn allenthalben, und nöthigten ihn, nach London zu fliehen. Er hatte sich lange in dieser Stadt aufgehalten, und daselbst die Aufsicht über eine Tapetenfabrik gehabt. Er veränderte seine Religion nicht, ob er gleich seinen geistlichen Habit veränderte. Man hat ihn mit dem berüchtigten P. Courrayer a) verglichen, der eben so, wie

a) Diese Vergleichung ist für den Capuciner sehr rühmlich. Courrayer war ein gelehrter, und dabey rechtschaffener Mann. Ich habe keinen bessern Ordensmann gehabt, sagte der Abt zu Sainte-Genevieve öfters von ihm. Die Ursache zur Flucht des P. Courrayer war die Bastille, mit welcher man ihm drohete, wenn er nicht seine Meynung in Ansehung der Gültigkeit der

wie er, sein Vaterland meiden mußte. Der P. Norbert hat nach der Zeit England wieder verlassen. Nachdem er sich einige Zeit in Lothringen, seinem Vaterlande, aufgehalten hatte, ist er nach Portugal gegangen, wo er, unter dem Schutze der Regierung, an der Fortsetzung seiner Nachrichten wider die Jesuiten arbeitet. Er macht sich ohne Zweifel den Haß zu Nutze, in welchen sie in diesem Königreiche verfallen sind, um sich wegen der Verfolgungen zu rächen, die sie unter der vorigen Regierung wider ihn erregt hatten. Man kann den P. Norbert unter die Zahl der seraphischen Schriftsteller b) setzen,

der Verordnungen in der anglicanischen Kirche widerrufen würde. Er lebte zu Oxford und genoß eine Pension vom Hofe. Im letzten Kriege brauchte man ihn zum Unterhändler zwischen Frankreich und Engelland. Er hätte Bischof werden können, wenn er zur englischen Kirche hätte übertreten wollen. In seiner übersetzten Geschichte des Concilii zu Trident nennet er die Transsubstantiation eine tumme Lehre. Es schrieb ihm deswegen ein Freund: Sie haben alle Fenster eingeworfen, und Courrayer antwortete: Es mag sie wieder machen lassen, wer da will. Seine Briefe unterschreibt er: Courrayer, regulirter Canonicus, ehemaliger Bibliothecarius zu St. Genevieve, Doctor zu Oxford.

a) Die Capuciner leben heut zu Tage nicht mehr in der großen Unwissenheit, die man ihnen so lange Zeit vorgeworfen hat. Sie legen sich fleißig auf die gelehtten Sprachen. Man kennet

die das Geheimniß gefunden haben, daß sie vom Publico mit einer Art von Vergnügen gelesen werden.

Der Abt de Prades
und
die Sorbonne.

De Prades fieng sein Studieren zu Montauban an, wo er geboren war, und vollendete es zu Paris. Er trat, in Hoffnung sein Glück zu machen, in den geistlichen Stand; erst in dem Seminario zu St. Sulpice, hernach zu St. Nicolaus, und der guten Kinder.

Alle, die ihn in diesen Häusern gekannt haben, wissen, daß man ihn weder für einen großen, noch für einen kleinen Geist hielt. Man muß eben so sehr gegen seine Bewunderer, als gegen seine Verächter und Feinde, auf der Hut seyn. Die einen halten ihn für den Adler der Gottesgelahrheit, und die andern trauen ihm nicht einmal einen vernünftigen Schluß zu, oder daß er zwey lateinische Worte habe sagen können, ohne in die Barbarey

net die hebräisirenden Capuciner auf der St. Honorius Straße, und die Widerlegung in Prosa und Versen des Gedichts: die natürliche Religion, die einer dieser Väter gemacht hat.

barey gewisser Jahrhunderte zu gerathen. Das Mittelmäßige scheint den eigenthümlichen Character des Abts de Prades auszumachen, so daß er nicht gemacht war, eine große Rolle zu spielen. Der Zufall hat ihn bloß hervor gezogen, und man würde nie von ihm gesprochen haben, wenn er nicht den Titel eines Encyclopädisten, und die Gnade eines großen Prinzen gehabt hätte.

Er gieng alle gewöhnlichen Uebungen der Schule durch. Den 23 November 1745 legte er seine Probe in der Sorbonne ab, welches er den 27 Julius 1750 noch einmal that. Niemand merkte bey beyden Gelegenheiten einen unruhigen und kühnen Geist an ihm; aber er änderte sich nach der Zeit gar sehr. Man will ihn, in der Zwischenzeit seiner beyden Disputationen, bisweilen Gespräche haben führen hören, deren Bedeutung man nicht eher, als lange darnach, eingesehen hat. Er soll gesagt haben, daß er sich bey der Erlangung der Licentiatenwürde gewiß hervorthun wolle; daß alle andern Baccalaurei weit hinter ihm bleiben sollten, und daß keiner von ihnen eine solche Disputation vertheidigen würde, als er, die in Ansehung der Materie, der kühnen Sätze und der prächtigen Schreibart einen großen Vorzug haben sollte.

Die erwünschte Zeit kam endlich herbey. Der Abt de Prades hielt seine Disputation den 18 November 1751, welche nach der gewöhnlichen Art approbirt und unterschrieben war. Man hört, man giebt ihm Beyfall, man greift ihn an, man

sucht

sucht zu verschiedenen Malen seine Meynung zu verdrehen: er aber vertheidigt sich stets mit Nachdruck. Der Triumph des Abts schien gewiß zu seyn, als ein dickblütiger Doctor ihn über dem Artikel der Wunderwerke angreift und zuruft: a) Ich vertheidige nicht meine Sache, sondern die Sache Jesu Christi.

Die Mine, der Ton, die Geberden, die Vernunftschlüsse des Doctors öffneten allen, die zugegen waren, die Augen. Verschiedene Baccalaurei hatten ihm Dinge wider die Religion in seiner Disputation zeigen wollen; niemand aber bildete sich ein, daß sich wirklich dergleichen darinne fänden. Der Doctor schrie so heftig, daß man beynahe glaubte, er möchte Recht haben. Man las, und las die Disputation noch einmal, und einige fanden lauter abscheuliche Irrthümer darinne, da hingegen andere dergleichen gar nicht fanden. Die Versammlung fieng an sich zu verunreinigen, und ganz Paris ward voll davon. Die Sorbonne, die dabey ins Gedränge kam, versammelte sich und stellte Berathschlagungen an. Das Parlement, das über diesen Streit in Bewegung geräth, will sich von der Sache unterrichten lassen, und läßt den Syndicus der Sorbonne rufen.

Dieser Mann, wenn er sich nicht eine strafbare Nachsicht vorzuwerfen hatte, war doch wenigstens einer Nachläßigkeit zu beschuldigen. Er erschien

a) Non meam, sed Christi causam defendo.

erschien den 22 December 1751 im Parlemente, um von seinem Verfahren Rede und Antwort zu geben. Noch da er von dem Verhör zurück kam, und in dem Fiscalzimmer war, setzte er folgendes zu seiner Vertheidigung auf.

Gnädige Herren,

„Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, „Sie von dem Lärmen und Aergerniß zu benach„richtigen, welches, seit einiger Zeit, eine in der „theologischen Facultät, von einem Baccalaureus, „Namens de Prades, den 18 November dieses „Jahrs vertheidigte Disputation verursachet hat. „Da diese Disputation, die ihrer Länge wegen „mehr ein Buch als eine Disputation ist, mit „vieler Kunst, in einer erhabenen Schreibart und „gutem Latein geschrieben ist, so habe ich bey der „ersten Durchlesung derselben nichts anders, als „gute Gesinnungen gegen die Religion darinne zu „finden vermeynt, und sie daher meiner Appro„bation würdig erachtet. Ich habe aber nach ei„ner genauern Untersuchung gefunden, daß der „Verfasser zu kühne und unproportionirte Ausdrü„cke brauche, und verschiedene Sätze vortrage, die „unsere Religion beleidigen. Ich verdamme deß„wegen diese Disputation. Dieß ist meine Mey„nung und die Meynung der Facultät, als wel„che, nachdem sie zur Untersuchung dieser Dispu„tation Deputirte ernannt, und sich darüber ein„berichten lassen, dieselbe in einer außerordentlich „deßwegen gehaltenen Versammlung verdammt

„hat;

„hat; und der Baccalaureus ist von allen einem „Licentiaten zuständigen Verrichtungen ausge„schlossen worden. Dieß ist meine Erklärung. „Dügard, Syndicus der theologischen Facultät „zu Paris.„

Es ward hierauf beschlossen, daß die Sache an den Hof berichtet werden sollte. Da die Sorbonne sahe, daß das Parlement so eifrig in der Sache war, säumte sie auch nicht. Sie legte ihre andern Streitigkeiten indeß auf die Seite, und verdammte den 27 Januar 1752 die Disputation und ihren Verfasser.

Zehn Sätze aus dieser sonderbaren Disputation wurden besonders der Censur unterworfen. Diese Sätze betrafen das Wesen der Seele, die Begriffe des Guten und Bösen, den Ursprung der Gesellschaft und des natürlichen Gesetzes, die geoffenbarte Religion, die Kennzeichen einer wahren Offenbarung, die Gewißheit historischer Begebenheiten, die Chronologie, die mosaische Staatsverfassung, die Natur der Wunderwerke, die Vergleichung des Aesculaps mit Jesu Christo, und endlich das Ansehen der Kirchenväter. Diese Sätze wurden alle verworfen, worüber sich der Abt de Prades sehr verwunderte; es war dieses aber nicht die einzige Strafe, die er leiden mußte.

Die Sorbonne strich ihn aus dem Verzeichnisse der Baccalaureen aus, und verfuhr hernach gegen die drey Doctoren, die seine Disputation unterschrieben hatten, nämlich den Syndicus, den

Era-

Examinator und den Präses. Ihre Unterschrift war nicht zu entschuldigen, ob sie gleich alle dreye widerrufen und die Disputation verworfen hatten. Sie mochten aus Uebereilung, oder mit vorbedachtem Rathe unterschrieben haben, so war doch das Aergerniß in gemeinen Wesen einerley. Man mußte nun auf eine ihrem Versehen gemässe Strafe denken. Der Syndicus kam dem Urtheile der Sorbonner zuvor, indem er sein Amt niederlegte. Die beyden andern, Delangle und Hook, erwarteten den Ausspruch, und wurden mit vielem Bedauern ihrer Mitbrüder vor der ganzen Versammlung beschimpft. Der Professor Hook verlor nach der Zeit seinen Lehrstuhl, aber bloß auf Anstiften des Cardinals de Tencin.

So langsam die Sorbonne gewesen war, den Abt de Prades zu verdammen, so geschwind war sie, die Censur der Disputation bekannt zu machen. Der abgegangene Syndicus schickte selbst ein Exemplar davon an den König in Polen. Dieser tugendhafte Monarch beehrete ihn mit dieser Antwort:

Mein Herr,

„Ich kannte die theologische Facultät zu Paris, „und ihren Eifer, die Reinigkeit des Glaubens „und der Sittenlehre zu erhalten, zu gut, daß ich „die Censur nicht hätte erwarten sollen, die Sie „mir mittheilen, und die sie wider die Disputa„tion eines ihrer Baccalaureen hat ergehen lassen. „Ich kann Ihnen die Freude nicht genug zeigen,

„die

„die ich gehabt habe, als ich mit meinen Augen „das sahe, was ich gewiß glaubte, daß es geschehen würde. Ihre Gefälligkeit, mir dieses Gedruckte zuzuschicken, vermehrt die Hochachtung, „die ich für sie habe. Sie haben an dieser Hochachtung allen Antheil, den Sie verdienen, und „ich bin mit vieler Aufrichtigkeit Ihr ergebener „Stanislaus, König. Lüneville den 7 Febr. „1752.„

Die Facultät zu Caen schrieb gesellschaftlich an die zu Paris, um ihr wegen ihres Eifers für die Religion Glück zu wünschen. Nie ist ein Lobspruch so mit sonderbaren und gesuchten Ausdrücken angefüllt gewesen. De Prades gerieth über alle diese seiner Censur ertheilten Lobsprüche in Verzweifelung.

Da er aus der Sorbonne gestoßen war, so ward er nun auch von verschiedenen Prälaten verfolgt. Der Erzbischof zu Paris entzieht ihm seine Gerechtsame, trägt seinem Promotor auf, ihn zu verfolgen, und erfüllt die ganze Stadt mit dem Namen des Baccalaurei und den gottlosen in seiner Disputation enthaltenen Sätzen. Der Bischof zu Montauban, in dessen Kirchspiel er gehörte, widerruft das ihm gegebene Exeat, vergießt Thränen über dieses Kind des Verderbens, und befiehlt ihm, in ein Seminarium zu gehen. Der Bischof zu Auxerre widerlegt in einem sehr langen Pastoralschreiben alles, was der Baccalaureus gesagt oder sagen wollen. Das Parlement tritt auch wieder auf, und giebt den

Befehl

Befehl zu gefänglicher Einziehung wider ihn. Der Abt de Prades sieht sich überall verurtheilet; er hält sich aber deßwegen nicht für strafbarer.

Er ruft Himmel, Freunde, Lehrmeister und alle, die ihn hören wollen, zu Zeugen seiner Unschuld an. Er schreibt Briefe über Briefe, bald an den Referendarium der Sorbonne, Tamponet, bald an den Bischof zu Mirepoix, bald an den Erzbischof zn Paris. „Man greift mich wegen meines Glaubens an, schreibt er an den letztern ganz trotzig; ich vertheidige mich damit, daß ich mich weisen lasse, und fordere meine Gegner heraus, daß sie auch meine Sitten angreifen.„ Aber alle diese Briefe rechtfertigten ihn nicht. Man sprach von ihm nicht anders, als von einem Ungeheuer, davon man die Erde befreyen müßte. „a) Man stoße ihn hinaus, und übergebe ihn dem Schwerdte der bürgerlichen Gesetze!„ rief einer von diesen barmherzigen Doctoren in einer Versammlung der Facultät aus.

Die Gemüther waren so in Bewegung, daß ein Kupferstich zum Vorschein kam. Jerusalem war darauf in der Ferne vorgestellt, und am äussersten Horizonte sahe man den Berg Golgatha; auf demselben stand eine Säule, und auf dieser das Bild der Wahrheit; zu den Füßen stand der Erzbischof von Paris und wandte sich an dieselbe. Vorwärts war die Religion, auf die Bundeslade gestützt,

a) Ejiciatur et tradatur mactandus gladio civili

gestützt, vorgestellt, wie sie den König ansahe, der einen Drachen, das Zeichen der Gottlosigkeit, unter die Füße trat. Man las darüber die Worte: a) **Ludwig, Erhalter und Rächer des Glaubens.**

Mitten unter diesen Stürmen, die sich auf allen Seiten wider den Baccalaureus erhoben, sahe er sich nach einem sichern Aufenthalte um. Und damit man ihm diesen nicht abschneiden möchte, nahm er eine Verkleidung zu Hülfe. Durch dieses Mittel erreichte er eine von den abendländischen Provinzen, gieng weiter nach Holland, und von da nach Preußen, wo ihn der Monarch sehr gnädig aufnahm. Der Lärm, den er in Frankreich gemacht hatte, diente ihm zu einer nachdrücklichern Empfehlung, als alle Briefe, die er mitbrachte. Die Franzosen, die in Berlin etwas vermochten, nahmen sich seiner an. Es glückte ihm endlich, daß er die Gnade des Königs gewann, ob er gleich nicht an seiner Tafel zu speisen die Ehre hatte. a)

Man

a) Fidei Lodoix assertor et ultor.

b) Dieser Vorzug, der ihm abgeschlagen ward, war ein Vortheil mehr für ihn. Es geschieht insgemein über der Tafel, daß die Gelehrten, um den König zu vergnügen, einander mit allerhand Spöttereyen und falschen Vorwürfen angreifen, oder freye und ungesittete Gespräche führen; woraus zum öftern Erbitterung und Haß entsteht, oder sie bey dem Könige in Ungnade fallen.

Man erhielt in Frankreich bald die Nachricht von dem Glück des verwägenen Baccalaurei. Die Encyclopädisten freueten sich ungemein. Eins ihrer Häupter sagte damals: „Ich will im Na„men der französischen Philosophen an die preußi„schen Philosophen schreiben, um ihnen für die „gute Aufnahme des neuen Proselyten zu danken.„

Der Abt de Prades, den man in Frankreich nicht hatte anhören wollen, war kaum in Berlin angekommen, als er eine Vertheidigungsschrift für sich heraus gab; niemand aber wollte glauben, daß er sie selbst gemacht habe. Man schrieb sie, so wie seine Disputation, auf die Rechnung eines gewissen Schriftstellers, dessen Art zu denken und sich auszudrücken man kannte. Man überlegte aber nicht, daß ein Mensch im Affecte sich stets übertrifft, und Einfälle hat, die ihm bey ruhigem Geblüte nicht in die Gedanken gekommen wären.

Diese Vertheidigungsschrift ist in drey Theilen verfaßt. Der erste enthält die Geschichte der Disputation und der Unruhe, die sie im Königreiche verursacht hatte. Der zweyte ist eine Vertheidigung dieser Disputation, welche der Apologist nicht als eine gottlose Schrift, sondern als ein System der Lehren des Herrn de Bethlehem, le Rouge, Melchior Canus, Bossuet und selbst der Sorbonne angesehen haben will, die Chronologie ausgenommen; als einen prächtigen, zusammenhängenden und in allen seinen Theilen wohl verbundenen Plan der Religion, „so wie „man ihn ausführen müßte, wenn man die Gott-

„losigkeit, die von Tag zu Tage, durch die ohn„mächtigen Pfeile, die ein unwissender Eifer wi„der sie verschießt, noch frecher wird, beschämen „wollte.„ Der dritte Theil ist die Widerlegung einiger wider die Dissertation gemachten Verordnungen.

Dieser letzte Theil ist der hitzigste. Der Apologist beschwert sich darinne, daß man ihm nicht erlauben will, vom Richterstuhle des Glaubens an den Richterstuhl der Vernunft zu appelliren, gleich als ob die Menschen in den Schooß des Christenthums so eintreten müßten, wie eine Heerde Vieh in einen Stall geht; daß man aus Unwissenheit oder mit Vorsatz die Theisterey mit der Deisterey verwechselt habe; zwey Dinge, die einander so wenig gleichen, da die Theisten, nebst einem ursprünglichen Wesen, die Unsterblichkeit der Seele, Strafen und Belohnungen einräumen, und die Deisten dagegen zwar einen Gott glauben, aber alles Uebrige läugnen; er beschwert sich ferner, daß ein Priester, in seiner Begeisterung von dem Buche des P. Pichon, das er seinen Schülern zu lesen befiehlt, nicht so gutherzig gewesen sey, eine in seiner Diöces unbekannte Dissertation unbekannt zu lassen, sondern dieselbe als ein Werk von der Hölle eingegeben bekannt gemacht habe; daß endlich einer von den hartnäckigsten appellirenden Bischöfen auf die Seite der Vertheidiger der Bulle getreten sey, um die Welt zu bereden, daß er auch ein Vertheidiger des Glaubens wäre. Es ist keine Spötterey,

die

die er sich nicht gegen den Bischof von Auxerre erlaubt. „Ich würde, sagt er zu ihm, hundert„mal gottloser seyn, als Sie glauben, und als „man die Appellanten nicht mehr für katholisch „halten wird. . . . In Wahrheit, mein Herr, man „könnte sagen, daß Sie an dem heil. Augustinus „alles fänden, ausgenommen die Unterwerfung „unter die Gebote der Kirche.„

Die Stelle wider die Jansenisten, womit die Apologie beschließt, ist sehr heftig. „Wenn der „Religionsspötter, sagt der Autor, die päbstliche „Crone, die bischöflichen Mützen und Hüte mit „Füßen tritt, so seyd ihr es, die ihr ihn so kühn „gemacht habt. Was können so viele Schmäh„schriften, Satyren, ärgerliche Erzählungen, be„leidigende Kupferstiche, schändliche Gassenlieder, „Stücke, worinne die Geheimnisse der Gnade „und die Heiligthümer der Sacramente in eine „burlesque Sprache eingekleidet sind, für einen „andern Endzweck haben, als Gott, die Priester „und den Altar zu schänden? Ihr Elenden! der „Erfolg hat eure Hoffnungen übertroffen. Wenn „der Pabst, die Bischöfe, die Priester, die Mön„che, die Gläubigen der Kirche und die Kirche „selbst, wenn die Geheimnisse, die Sacramente, „die Tempel, die Ceremonien und die ganze Re„ligion in Verachtung gerathen sind, so seyd ihr „Schuld daran.„

Nach diesem Ausfalle auf die Jansenisten sollte man glauben, daß die Gesellschaft, ihre Feindinn, verschont würde; aber keinesweges. Sie

theilt mit ihnen die Galle des Verfassers. „Und „jene Jesuiten, die nur darum so hitzig ihren „Eifer gezeigt haben, weil sie wirklich keinen Ei„fer haben, und die nur darum zuerst und so „laut geschrieen haben, weil sie, da sie wirklich „nicht beleidigt waren, doch den Schein anneh„men mußten, als ob sie beleidigt wären, werden „diese, mir zu gefallen, die eiserne Maske able„gen, die sie seit so langer Zeit tragen, daß sie ih„nen, so zu sagen, ans Gesicht gewachsen ist?„

Diese ganze Apologie ist so hitzig und unverschämt, daß sie nicht so wohl eine Vertheidigung des Abts de Prades, als vielmehr seiner Feinde zu seyn scheint.

Man hatte ihm vorgeworfen, daß er seine Dissertation nicht selbst geschrieben habe, und daß er nur das Echo einiger starken Geister sey, die sich seiner zur Aufführung eines Systems wider die Religion bedient hätten. Er beschwert sich darüber, und behauptet, daß die Dissertation von ihm selbst sey, und weder jenem metaphysischen Prediger, bey dem er wohnte, noch dem Encyclopädisten angehöre, ob er gleich mit ihnen arbeite, und eine Dissertation über die Gewißheit der Historie zu ihrem Wörterbuche gegeben habe. Es ist abscheulich, sagt er, eine Gesellschaft gelehrter Männer wegen einer Dissertation in Anspruch zu nehmen, von deren Daseyn sie nicht eher etwas erfahren, als vierzehn Tage darnach, da sie schon verfertigt worden war. Weil nun

alles

alles Böse seiner Disputation auf ihn fällt, so verlangt er auch, daß man ihm des Guten wegen, das sie in sich enthält, ein Compliment machen soll. Und wenn sie die größten Gottlosigkeiten enthalten sollte, so eignet er sich dieselben doch alle zu, wenn sie nur witzig gesagt sind.

Dergleichen Gesinnungen zeigten von keiner Reue; unterdessen hatte der Abt de Prades sich doch innerhalb einem Jahre sehr geändert. Bischöfe, Cardinäle, Prinzen, der Pabst selbst machten sich an ihn, um ihn mit der Kirche wieder zu versöhnen. Der Bischof zu Breßlau war das vornehmste Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bediente, um diese Aussöhnung zu bewirken. Der Prälat berichtete Sr. Heiligkeit, daß er einige sehr erbauliche Unterredungen mit dem Abt de Prades gehalten; daß seine Briefe voll guter Gesinnungen wären; daß er sich dem heil. Stuhle blindlings unterwerfe, von dessen Censur er nichts gewußt habe, ehe er seine Apologie schrieb; daß er entschlossen sey, die catholische Religion, selbst vor Königen, die sie haßten, zu vertheidigen; daß er ihr schon bey verschiedenen Gelegenheiten gute Dienste geleistet, und noch ferner würde leisten können, wenn ihn Rom wieder zu Gnaden annehmen wollte.

Benedict XIV, der den Abt de Prades nur aus seiner Verdammung, und aus einem Briefe kannte, den er zu beantworten nicht für gut befunden

hatte, freuete sich sehr über das, was ihm der Bischof von Breßlau meldete. Der Pabst fürchtete aber die Sorbonne zu beleidigen, wenn er zu väterlich mit dem Abte verführe. Er fand demnach für gut, nichts ohne sie zu thun. Er schrieb den 12 December 1753 an den Cardinal de Tencin, und erklärte in diesem Schreiben dem Cardinale, als Provisorn der Sorbonne, seine Meynung. Er sagte, daß man auf die Umstände sehen müsse; daß im Falle der Abt de Prades eine Formul unterschriebe, die er der Facultät in Abschrift beylegte, und wenn er seine Unterwerfung durch eine öffentliche von ihm unterzeichnete Versicherung darthäte, es sodann möglich wäre, ihn von der Censur zu absolviren, und ihn fähig zu machen, geistliche Pfründen zu genießen, zu denen er in den Staaten des Königs von Preußen zu gelangen hoffte.

Der Cardinal theilte geschwind das Schreiben des Pabstes der Sorbonne mit. Diese billigte die Absicht des Pabstes sehr, nach welcher der Abt de Prades von der Censur befreyet, und doch auch die Ehre derer geschont werden sollte, die sie wider ihn hatten ergehen lassen. Die Facultät verlangte nur eine einzige Sache; daß nämlich der Abt drey Exemplare von seinem Widerruf, das eine an den Syndicus, das andere an den Erzbischof zu Paris, und das dritte an den Bischof zu Montauban, einsenden, und zugleich einen eigenhändigen Brief an alle drey schreiben sollte, worinne er seine tiefe Unterwer-

fung

fung und eine wahre Reue wegen seiner Dispu-
tation bezeugte, um das gegebene Aergerniß wie-
der gut zu machen, und nicht andern ein böses
Beyspiel gegeben zu haben. Man setzte eine
Antwort auf, wie man sie an den Pabst schicken
wollte; es fehlte darinne an Complimenten ge-
gen Se. Heiligkeit, und an Danksagungen für
die Complimente, die Sie ihnen gemacht hatten,
gar nicht. Die Facultät schätzte sichs für eine
allzugroße Ehre, von einem Oberhaupte der Geist-
lichkeit zu Rathe gezogen zu werden, da dasselbe
das Recht hätte zu befehlen. Die Antwort ward
den 22 Jan. 1754 an den Pabst geschickt.

Sobald der Pabst sie erhalten hatte, that er
dem Abt de Prades zu wissen, um welchen Preis
er wieder mit der Kirche ausgesöhnt werden
sollte. Der bußfertige Abt machte gar keine
Schwürigkeit. Er fassete seinen Widerruf nach
der Vorschrift ab, die ihm von Rom war zuge-
schickt worden. Er bekennet darinne, daß er sich
an Gott, an der römischen Kirche, an der Fa-
cultät, am Publico, das er geärgert, und an sich
selber versündigt habe, weil er auf Irrwege ge-
rathen, und mehr als ein Leben nöthig habe, um
seine vergangene Aufführung zu bereuen, und Je-
su Christo wegen der Gnade zu danken, die ihm
sein Statthalter auf Erden anbietet. Dieser
Widerruf war den 6 April 1754 unterzeichnet:
**Ich, Johann Martin de Prades, Priester
von Montauban.** Er schickte drey Exempla-
re an die ihm benannten Männer; zugleich

 schrieb

schrieb er an den Bischof zu Montauban und an den Erzbischof zu Paris. Der Brief an den letztern lautete folgender Gestalt:

Monseigneur,

„Ich schicke Ihnen hier den Widerruf, wel„chen ich in einem Briefe versprochen habe, den „ich die Ehre hatte, Ihnen zu schreiben. Er ist „völlig nach dem Muster, das mir der Pabst „durch den Fürstbischof zu Breßlau einhändigen „lassen, und stimmt vollkommen mit demjenigen „überein, den ich an Se. Heiligkeit schicke. Ich „bitte, Monseigneur, von der Aufrichtigkeit der Ge„sinnungen überzeugt zu seyn, die darinne ausge„drückt sind, und von der tiefen Verehrung, mit „welcher ich die Ehre habe zu seyn u. s. w.

Der Erzbischof gab eine Verordnung, daß der Abt de Prades wieder aufgenommen werden sollte; der Bischof zu Montauban that desgleichen, doch mit dem Unterschiede, daß er, auf eine emphatische Art, die glückliche Zurückkehrung desjenigen feyerte, dem der Pabst den Beynamen des zu berüchtigten gab. Es ist kein gemeiner Mann, der Buße thut: „es ist Achan, „der Ehre dem Gotte Israels giebt; es ist Da„vid, der sein Verbrechen bekennt; es ist Ma„nasses, der die Götzenaltäre verläßt; es ist Sau„lus, der die Kirche nicht mehr verfolgt.

Der Abt, der nun wieder ein geliebtes Kind der Kirche geworden war, wollte auch in alle Rechte eines Baccalaurei wieder eingesetzt seyn.

In=

Indem er dem Pabste wegen der ersten Gnade Dank abstattete, so bat er zugleich, ihm zur zweyten wieder zu verhelfen. Der Pabst schrieb deßwegen an den Cardinal de Tencin; denn alle Briefe und Antworten von beyden Seiten wurden an ihn zur Besorgung geschickt. Die Facultät, die auf diese Correspondenz mit dem heil. Stuhle stolz war, hätte gern alles sogleich gethan: aber die Arrets des Parlements wider den Abt de Prades verursachten Schwierigkeiten. Man schrieb deßwegen an den Hof, welcher damals zu Compiegne war. Der König that seinen Willen dem Syndicus durch den Herrn d'Argenson den 27 Julius 1754 zu wissen. Hier ist der Brief des Ministers:

„Mein Herr,

„Da dem Könige berichtet worden, daß der „Pabst an die theologische Facultät zu Paris ge„schrieben, und um die Wiederherstellung des „Abts de Prades, in Ansehung seines gethanen „Widerrufs, angehalten habe, so haben Se. „Majestät mir befohlen, Ihnen zu melden, wie „Sie für gut befinden, daß, der Befehle un„geachtet, die Sie an den Abt de Prades erge„hen lassen, sich aus der Stadt Paris zu entfer„nen, die Facultät, dem Verlangen und der Em„pfehlung des Pabsts zu Folge, benannten de „Prades sogleich in seine Rechte wieder einsetzen, „und ihm gestatten möge, sich gehörigen Orts „zu melden, um alle Hindernisse zu heben, die

„ihm

„ihm den Genuß aller mit seiner Wiedereinse„tzung verbundenen Vorzüge streitig machen „könnten.„

Die Facultät, die von Seiten des Hofes nichts mehr zu befürchten hatte, antwortete sogleich dem Pabste, daß der Abt de Prades wieder hergestellt sey; sie setzte hinzu, daß es dem Abte zur besondern Ehre gereiche, einen solchen Mittler zu haben und von einem Pabste empfohlen zu werden, dessen Regierung der merkwürdigste Zeitpunct des achtzehnten Jahrhunderts sey.

Benedict der XIV bezeigte seine Zufriedenheit über diese Antwort in folgendem Schreiben an den Cardinal de Tencin: „Wir haben mit Ih„rem Schreiben vom 27 August zugleich einen „Brief von der theologischen Facultät zu Paris „erhalten. Wir sind damit sehr zufrieden ge„wesen, und bitten Sie sehr angelegentlich, bey „Gelegenheit besagter Facultät unsere aufrichti„ge und lebhafte Erkenntlichkeit wegen dessen, was „sie für den Abt de Prades auf unsere Empfeh„lung gethan, zu bezeugen. Ein Sünder, der „seine Missethat herzlich bereuet, muß mit offe„nen Armen aufgenommen werden.„

So endigt sich die Geschichte des Abts de Prades. Seine Disputation hätte traurige Folgen haben können. Die größten Unruhen der Kirche haben öfters einen noch geringern Anfang gehabt. Arius, Luther und Calvinus sind

sind nicht so verwägen gewesen; aber die Verwägenheit allein macht auch keinen zum Anführer einer Partey geschickt. Ein starker Enthusiasmus, weniger Gelehrsamkeit als Geist, ein Gemische von Biegsamkeit und Hartnäckigkeit, eine Neigung zu reformiren, zu verfolgen und Verwirrung anzurichten, machen eigentlich einen Häresiarchen. Es blickt allenthalben ein heimlicher Stolz an ihm hervor, und der Abt de Prades hat gewiß nichts als die flüchtige Eitelkeit gehabt, sich einen Namen in der Welt zu machen.

Ende des vierten und letzten Theils.

Inhalt
des vierten Theils.
Fortsetzung des ersten Abschnitts.

Streitigkeit des Oratorii mit den Jesuiten S. 3
— — der auswärtigen Missionarien mit eben denselben 51
— — der Aerzte mit andern Aerzten 76
— — der Aerzte mit den Wundärzten 84
— — der Encyclopädisten und Antiencyclopädisten 108

Zweyter Abschnitt.

Streitigkeit des Clemens Marot mit der Sorbonne 137
— — des Buchanan mit den Franciscanern 147
— — des Tasso mit der Academie della Crusca 157
— — des Gabriel Naudäus mit den Benedictinern 173
— — des Renaudot mit der medicinischen Facultät zu Paris 180
— — des Abts de la Trappe mit den Benedictinern 190
— — des P. Mabillon mit dem römischen Hofe 198
— — des Santeuil mit den Jesuiten 206
— — des Füretiere mit der französischen Academie 216
— — des P. Norbert mit den Jesuiten 233
— — des Abts de Prades mit der Sorbonne 250

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Irail, Simon Augustin,

Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Gelehrten, und besonders der Streitigkeiten derselben, vom Homer an bis auf unsere Zeiten Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: Vierter Theil

Leipzig 1764

Biogr.c. 10-5/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069574-6
VD18 90978951